

## Wie Institutionalisierungen Freiräume schaffen.

### »Die Marquise von O....«, »Die heilige Cäcilie« und einige Anekdoten

FRITZ BREITHAUPT

#### I. Institution als Idee

Die letzten Jahrzehnte waren ungewöhnlich reich an Diskussionen um die Kräfte, die gesellschaftliches Handeln prägen. Besonders bemerkenswert an diesen Auseinandersetzungen ist, daß sich nicht nur eine, sondern gleich mehrere der konkurrierenden Theoriebildungen durchsetzen und in akademischen wie öffentlichen Diskussionen etablieren konnten. Zu nennen wären hier etwa Jürgen Habermas' Theorie kommunikativen Handelns, Michel Foucaults Diskursanalyse, Niklas Luhmanns Systemtheorie und die etwas diffuseren *Ritual Studies*. Aber auch die Dekonstruktion von Paul de Man und Jacques Derrida sowie die reichen Diskussionen um *Gender Studies* haben komplexe Analysen gesellschaftlichen Handelns motiviert. Bereits die Vielfalt paralleler Theoriebildungen legt die Vermutung nahe, daß zwischen ihnen mehr als nur oberflächliche Affinitäten bestehen. In der Tat wird für die Mehrzahl dieser Theorien als gemeinsamer Ursprung der Russische Formalismus zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts angenommen, der sich über die Transformationen im Prager Strukturalismus und das Exil einiger Denker in Frankreich aber auch Deutschland ausgebreitet und vielfältig differenziert hat. Der mögliche gemeinsame Ursprung verhindert natürlich nicht, daß zwischen den Denkern verschiedener Schulen tiefe Gräben bestehen, die, unabhängig davon, ob sie auf Mißverständnissen beruhen oder nicht, heftige Auseinandersetzungen entfacht haben.

Dieser Aufsatz möchte den Vorschlag machen, den gemeinsamen Ursprung dieser Theoriebildungen um gut hundert Jahre vorzuverlegen und damit auch die Geschichte der Theorieentzweigung bereits als ein Resultat der Auseinandersetzungen von etwa 1770 an zu erwägen. Der Vorschlag besteht in der Einsetzung der Konzeption der »Institution«

oder »Einrichtung« als zentraler Kategorie gesellschaftlichen und individuellen Handelns seit dem späteren achtzehnten Jahrhundert. Die Leitthese besteht darin, daß ein expliziter oder impliziter Begriff von »Institution« an eben die Stelle gesetzt wird, an der die zeitspezifisch entscheidenden gesellschaftlichen Fragen verhandelt werden. Seit der Wende- oder »Sattelzeit«, von der Koselleck spricht und die er um etwa 1770 ansetzt,<sup>1</sup> ist es vor allem das individuelle menschliche Handeln, an dem die gesellschaftlich brisanten Fragen verhandelt werden (wichtig sind hier natürlich schon die Schriften Pascals, Hobbes und Lockes). Abgelöst wird damit das Paradigma des Glaubens, der Konfession und inneren Einstellung; Fausts »Am Anfang war die Tat« gewinnt über die Gretchenfrage. Menschliches Handeln, so also die These dieses Aufsatzes, wird seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts zunehmend in Begriffen von Institution erklärt. Dies bedeutet, daß zum Verstehen des eigenen und fremden Handelns nicht mehr die Kenntnis der individuellen Intention des Handelnden genügt. Vielmehr muß die Handlung transparent gemacht werden auf die Institutionen, die es leiten (egal ob der Handelnde sich selbst dieser Institutionen bewußt ist oder nicht). Galt den Aufklärern also die menschliche Freiheit als der Letztgrund menschlicher Entscheidungen, so setzten die Menschen der folgenden Epochen, die das aufklärerische Projekt entweder für gescheitert halten oder als idealistisch ansehen, institutionelle Zwänge in eben diese Position. Pointiert gesagt: die Sattelzeit um 1770 markiert den Umschlag von Intentionalismus zu Institutionalismus.

Ein Beispiel soll die Wende um 1770 illustrieren: die Diskussion des Kindesmords im Sturm und Drang. Das Töten eines Kleinkindes durch die Mutter galt bis zu dieser Epoche als unentschuldigbares Kapitalverbrechen. Dafür gab es eine ebenso einfache wie verbreitete Erklärung: Eine solche Mutter muß von Grund auf verdorben, unnatürlich und sündhaft sein; ihre Ausmerzung ist Pflicht. Eben diese Erklärung der Intention der Mutter wird den Juristen und Schriftstellern im Sturm und Drang grundsätzlich suspekt. Dabei bezweifeln sie nicht die Tötungsabsicht, sondern suchen den eigentlichen Handlungsgrund noch jenseits der bloßen Intention. So konnte es um 1770 überhaupt erst *zur Frage werden*, wer oder was den Kindesmord verursacht, wie die Mannheimer Akademie es 1780 in einer viel beachteten Preisfrage beantwortet haben wollte. Betont werden nun die vielfachen gesellschaftlichen Zwänge, denen sich die Mutter ausgeliefert sieht und die es ihr nicht erlauben, eine gute Mutter zu sein, etwa wenn sie unverheiratet ist. Die Literatur, angefangen mit Heinrich Leopold Wagners *Die Kindermörderin* (1776) bis zu Goethes *Faust*, produziert das Bild einer unschuldigen Bürgerstochter, die ihr Kind eben deshalb umbringt, weil sie eine

1. Vgl. Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft*, Frankfurt am Main 1979.

gute Mutter ist, da sie ihr Kind vor dem Schicksal eines Bastardkindes schützen will. Nicht die böse Intention leitet sie, sondern die von ihr affirmierte Institution der Mutter, der sie nicht zu genügen vermag. Kindesmord ist demnach also nicht das Resultat einer schlechten Mutter, sondern der Institution Mutterschaft, die einen Exzeß produziert, denn noch indem die Mutter das Kind tötet, folgt sie dem institutionellen Gebot der Mutterschaft und ist insofern eine gute Mutter, als sie das Kind beschützt sowohl vor der harten Zukunft eines illegitimen Kindes als auch vor allem vor ihr selbst, der schlechten Mutter.<sup>2</sup>

Das Beispiel von Mutterschaft als Institution zeigt bereits an, daß es sich in den Institutionen nicht um bloße Verwaltungseinheiten handelt, sondern um mentale Konstrukte, die Bestand haben, nur weil die Menschen glauben, daß sie Bestand haben. Institutionen beschränken sich nicht auf dasjenige, was dazu tendiert, sich in einer sichtbaren Architektur zu manifestieren (Parlamente, Banken, Grenzstationen, Schulen, Kirchen, Zeitarbeitsagenturen, Gerichte, Kasernen, Psychiatrien, Bestattungsinstitute, Universitäten etc). Vielmehr umfaßt das, was zur Begründung menschlichen Verhaltens bemüht wird, auch eine Vielzahl von Verhaltensformen, die einer solchen Fassade fern stehen, aber durchaus als Institution zu erfassen sind. Um 1800 wären etwa zu nennen: Mutterschaft, der Erwachsene, das Ich, Liebe, Geheimbünde und die Institution des Kindes, welche das Verhalten nicht der Unmündigen, sondern der Erwachsenen bestimmt. Gemeinsam haben diese letztgenannten nicht nur eine – im folgenden näher zu bestimmende – Struktur von Institutionalität, sondern auch daß sie sich um 1800 in einer intensiv verhandelten Krise ihrer Institutionalisierung befinden, und daß sie von ihren Zeitgenossen bereits in der Semantik von Institutionen und eben nicht als natürliche Gegebenheiten erfaßt werden.

Anders gesagt: ›Kultur‹ wird ab 1770 zunehmend auf den Institutionsgedanken umgestellt. Abgelöst werden damit neben dem Paradigma der Intention auch die Begründungen von Kultur durch Sprache, Volkskunst, politische Einheit, Konfession und gemeinsame Geschichte. Was fungiert also in den Begriffswelten in Deutschland ab etwa 1770 (implizit oder explizit) als Institution?

Als Minimaldefinition dessen, was als Institution hervortritt, kann folgendes vorgeschlagen werden: Eine Institution ist der Rahmen, innerhalb dessen die Wiederholbarkeit und Identität von menschlichen Akten gesichert wird. Daraus folgt unmittelbar, daß sich mit jedem

2. Vgl. zur diskursiven Formierung von Mutterschaft um 1800 Friedrich A. Kittler: *Dichter, Mutter, Kind*, München 1991. Vgl. zu dieser Definition von Institution und zum Fall des Kindesmordes ausführlicher Fritz Breithaupt: »Anonymous Forces of History. The Case of Infanticide in the Sturm-und-Drang«, in: *New German Critique* 79 (Winter 2000), 157-176.

durch die Institution geleiteten Akt diese zugleich perpetuiert und re-dupliziert.<sup>3</sup>

Entscheidend an dieser Definition ist das doppelte Verhältnis von menschlichem Akt und Institution. Einerseits nämlich folgen viele menschliche Akte den Regeln einer Institution, das heißt, sie führen exakt aus, was in der Institution vorgezeichnet ist. Die Institution ist mithin der Ort, von dem aus die Akte derartig beobachtet werden können, daß ihre Identität, und das ist: Wiederholbarkeit, sichtbar wird. Daher bleiben die Akte in Hinsicht auf die Institution rein neutral. Doch andererseits sind es ebenfalls die menschlichen Akte, welche die Institution einsetzen, perpetuieren, legitimieren und zur Erklärung von Verhalten notwendig machen. Anders gesagt: Menschliche Akte sind einerseits exemplarisch und andererseits ›performativ‹. Einerseits nämlich sind sie reine Exekutionen des in den Institutionen vorgegebenen, reine Beispiele der von ihnen vorgezeichneten Verlaufsform. Andererseits sind sie es, die überhaupt einen Erklärungsbedarf entstehen lassen und somit den Grund liefern für die Möglichkeit der Beobachtung und Normierung der Akte. Insofern sind nicht nur die ›klassischen‹ performativen Akte wie etwa Versprechen, Namensgebung und Bitte performativ, sondern alle Akte, insofern sie die Frage ihrer Erklärbarkeit und Beobachtbarkeit aufwerfen. Noch der banalste Akt wie das Überweisen von Geld in der Bank hat neben dem rein exemplarischen Charakter noch die Eigenschaft, die Bank als solches zu bestätigen, sie notwendig zu machen und damit zu perpetuieren. Was aber perpetuiert, kann auch suspendieren.

In dieser doppelten Natur menschlicher Akte ist denn auch die Spannung von Fiktions- und Realitätseffekten der Institution begründet. Die Fiktionalität der Institution tritt zutage, wenn man sich auf die performative Eigenart der Akte bezieht, Institutionen einzusetzen und zu suspendieren. Die realitätsschaffende Kraft der Institution tritt hervor, sofern man sich auf die Steuerung menschlichen Verhaltens konzentriert.

Eine der Konsequenzen dieses Institutionsbegriffs betrifft das

3. Diese Definition knüpft an die Arbeiten von einer Vielzahl von Denkern an, von denen hier nur drei genannt werden sollen. Damit sei zumindest angedeutet, daß ich für meine Begriffsarbeit wenig Originalität in Anspruch nehmen kann. Die Struktur von Wiederholbarkeit (itérabilité) ist von Jacques Derrida anhand des Sprachlichen diskutiert worden, vgl. Jacques Derrida: »Signature Événement Contexte« in: ders., *Marges de la Philosophie*, Paris 1972, 365-393; die »self-duplicating systems« sind einer der Leitgedanken von Niklas Luhmann; der Begriff der Institution ist für die vorliegenden Zusammenhänge von Samuel Weber entfaltet worden, vgl. Samuel Weber: *Institution and Interpretation*, Minneapolis 1987.

Verständnis von Geschichte.<sup>4</sup> Eine Geschichte gibt es für die moderne Gesellschaft vor allem von Institutionen. Institutionen erheben mehr oder weniger direkt den Anspruch auf überzeitliche Gültigkeit, da sie zum einen dazu tendieren, sich identisch zu reduplizieren und perpetuieren, als hätten sie einen Selbsterhaltungstrieb, und da sie zum anderen den menschlichen Akten ihre zeitliche Dimension entziehen, indem sie sie als bloße Wiederholungen deklarieren. Eben an dem Anspruch der Überzeitlichkeit aber können historische Ereignisse einzig gemessen werden: als der Triumph der Zeit über diese. Dies führt zu einer fundamentalen Paradoxie der modernen Geschichtswissenschaften: Ereignis ist dasjenige, was eine Institution verändert, erschüttert, und damit eben das, was selbst nicht mehr adäquat wahrgenommen werden kann, da es beschrieben werden könnte nur von dem festen Standpunkt der überzeitlichen Institution, die es betraf und erschütterte. Das geschichtliche Ereignis ist ein solches nur vor dem Hintergrund eines Rahmens, den es zertrümmert. Im Stattfinden von Geschichte zieht sich Geschichte den Boden unter den Füßen weg. Die moderne Geschichtswissenschaft befindet sich entsprechend seit zwei Jahrhunderten in der durchaus fruchtbaren Krise der Wahrnehmbarkeit ihres Gegenstandes, den Ereignissen.<sup>5</sup> Aufgrund dieses Wahrnehmungsverlustes ist jedes

4. Die folgenden Überlegungen sind entstanden in Auseinandersetzung mit dem Text von Werner Hamacher: »Über einige Unterschiede zwischen der Geschichte literarischer und der Geschichte phänomenaler Ereignisse«, in: Wilhelm Voßkamp/Eberhard Lämmert (Hg.), *Historische und aktuelle Konzepte der Literaturgeschichtsschreibung. Zwei Königskinder? Zum Verhältnis von Literatur und Literaturwissenschaft*, Tübingen 1986, 5-15.
5. Zu einem ähnlichen Befund kommt Sibylle Peters, ebenfalls anhand einer Diskussion der Anekdoten Kleists. Peters argumentiert, daß das geschichtsphilosophische Paradox der Epoche in der Betonung des unerwarteten Ereignisses besteht: »Geschichte gibt es nur, wenn das, was geschieht, zugleich fremdartig, unerwartet, neu ist, und doch bereits von vornherein mit Sinn erfüllt.« Sibylle Peters: »Wie Geschichte geschehen lassen? Theatralität und Anekdotozität in den *Berliner Abendblättern*«, in: *Kleist-Jahrbuch* 1999, 67-86, hier 69. Das Geschehen-Lassen von Geschichte wird zum Problem also genau dort, wo das Stattfinden von Geschichte sich gegen die Wahrnehmbarkeit des Geschichtlichen wendet: Das absolut Neue bricht aus eben den Sinnzusammenhängen, innerhalb derer es einzig Relevanz (als Neues) besitzt. Kleist wiederum, so Peters, reagiere mit einer »szenischen Entparadoxierung des Geschichtlichen« (69), denn in einer theatralischen Szene bekomme das Ereignis wieder die Stabilität, die ihm im Stattfinden von Geschichte fehlt. Doch in dieser Theatralisierung, so weiter Peters, findet der historische Augenblick, das Ereignis, nicht einfach statt, sondern nur, ununterscheidbar, als Doppel von »Finte und dem wirklichem Schlag« (74). Anders gesagt, Peters zufolge transformiert Kleist ein Wahrnehmungsparadox der Geschichte in ein Paradox des Stattfindens von Geschichte, bleibt damit also letztlich im

Ereignis für die Geschichtswissenschaften zugleich auch ein Nicht-Ereignis.

Gegen diese Definition von ›Institution‹ könnten eine Reihe von Bedenken erhoben werden. Auf rein theoretischer Ebene könnte man einwenden, daß diese Definition zu weit greift und etwa auch kultische Rituale umfaßt, da diese auch bestimmte Verhaltensabläufe kodieren und somit wiederholbar machen. Und in der Tat ist eben das, was hier mit dem technischen Wort der ›Institution‹ oder ›Einrichtung‹ zu greifen gesucht wird, durchaus als Ritual zu beschreiben, wenn man den Horizont dieses Wortes über das Religiöse hinaus erhebt. Institutionen sind Rituale, gerade weil die Rationalität der von ihnen geregelten Akte ihnen nicht vorausgeht, sondern erst von ihnen erzeugt wird.<sup>6</sup>

Dies könnte den Folgeeinwand motivieren, daß der Begriff der Institution damit an Schärfe verliert, da eine Vielfalt tradierter Verhaltensformen als ›Institution‹ beschreibbar ist. Doch eben um diese Beschreibbarkeit geht es. In der Tat ist bemerkenswert, daß seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine zunehmende Anzahl von Lebensbereichen und Verhaltensweisen *als Institution beschrieben wird*. Eben diese Ausweitung des Institutionsgedanken über die klassischen Institutionen wie den Staat hinaus ist das Faktum, dem es nachzugehen gilt (nebensächlich ist dabei, ob je das explizite Wort ›Institution‹, die deutsche Form ›Einrichtung‹ oder die bloße Struktur des Institutionsgedanken vorliegt). Es geht hier also zunächst um eine historische und strukturelle Semantik, die (auch historisch rückgreifend) die Lebenswelt als durch Institutionen geleitet beschreibt. Entscheidend ist also zunächst die einfache Feststellung, daß der Begriff von Institution zum Leitparadigma von Kultur überhaupt avanciert. Abgelöst werden damit zahlreiche andere mögliche und historisch verwendete Paradigmen wie etwa die bereits genannten Vorstellungen von Intention und Konfession, aber auch von Werten, Leistungen, Zielvorgaben und allen menschlichen Eigenschaften (wie etwa Klugheit, Ehrlichkeit, Frömmigkeit). Der Institutionsgedanke steht zudem in Konkurrenz zu einer Reihe von anderen kulturellen Paradigmen wie etwa Zugehörigkeitsmodellen (Freundschaftsbünde, Geselligkeit), Einheitsmodellen (Sprache, Geschichte, Volkslieder etc.), Ordnungsparadigmen (natürlicher, göttlicher, zivilisatorischer Art und Weise) und der Elitenbildung (ausgezeichnete Personen, Wissensvorsprünge, Kunstwerke). Natürlich ver-

Kreis des allgemeinen Wahrnehmungsparadoxes. Freilich unterstellt Peters dabei, daß es Kleist um das Retten des alten Geschichtsgedanken zu tun ist, nicht um eine grundsätzliche Reformation der Konstellation von Fiktion – Realität – Geschichte.

6. Natürlich sind Rituale umgekehrt nicht automatisch als Institution zu denken, zumal sie je einen nicht-kommunizierbaren Kern besitzen, den sie perpetuieren, ohne ihn explizit zu machen. Vgl. Niklas Luhmann: *Die Religion der Gesellschaft*, Frankfurt 2000.

hindert diese Konkurrenz dabei nicht, daß Institutionsgedanken nicht auch etwa Fragen der Werte und der Zugehörigkeiten regeln können, doch tun sie dies auf eine grundsätzlich andere Art und Weise, nämlich indem sie diese auf Mechaniken der Wiederholbarkeit festlegen (wobei zugleich angenommen wird, die Wiederholung und damit Erhaltung der Institution sei Zweck an sich).

Auch über die historische Semantik hinaus ist der Begriff der Institution in heuristischer Hinsicht zumindest geschäftsfähig, da er eine Reihe von Binnenunterscheidungen ermöglicht und nahelegt. Für die vorliegende Untersuchung sind vor allem zwei zu nennen. Zunächst folgt aus der Differenz zwischen exemplarischen und performativen Akten die Unterscheidung zwischen rein tradierten Institutionen und akuten Institutionalisierungen. Die Perpetuierung einer Institution gelingt in der Unterdrückung derjenigen performativen Akte, die sich auf die Institution beziehen könnten (was theoretisch unmöglich ist, praktisch aber anscheinend sehr wohl gelingt). Zu Institutionalisierungen kommt es umgekehrt genau dort, wo die individuellen Akte den Institutionen vorausgreifen und diese zugleich zu ihrer Erklärung notwendig machen. Die zweite Unterscheidung, die in diesem Text benötigt wird, ist diejenige zwischen präskriptiven und interpretativen Institutionen: also solchen Institutionen, welche die tatsächliche Ausführung von Handlungen a priori leiten und solchen Institutionen, die Handlungen ex post mit Sinn ausstatten.

Historisch und insbesondere begriffsgeschichtlich könnte moniert werden, daß eine solche Definition nirgendwo um 1800 explizit zu finden ist und erst im zwanzigsten Jahrhundert in den Werken etwa von Georg Simmel, Arnold Gehlen, Niklas Luhmann und Cornelius Castoriadis<sup>7</sup> erscheint. Doch dieser Anschein entsteht nur, wenn man sich auf die expliziten Begriffsbildungen der philosophisch-gesellschaftstheoretischen Schriften beschränkt. Es waren vor allem literarische aber auch juristische, pädagogische und politische Texte, die im Anschluß an die Aufklärung Institutionen in die Position gesetzt haben, menschliches Verhalten akkurat zu erklären. Auch wenn es also eine eigentliche Wissenschaft der Institutionen nie gegeben hat, so kann denn untersucht werden, wie in der Literatur seit gut zweihundert Jahren ein – implizierter – Begriff der Institution ins Zentrum der Erklärung menschlichen Verhaltens rückt. Benjamin Bennett hat in seiner Analyse von Lessings Komödien in diesem Sinne hervorgehoben, daß zwischen Lessings früheren und späteren Werken eine Verschiebung von Fragen der Geselligkeit zu solchen der Gesellschaft und Institution stattfindet.<sup>8</sup> Mit

7. Cornelius Castoriadis: *L'institution imaginaire de la société*, Paris 1975.

8. Vgl. Benjamin Bennett: »The Generic Constant in Lessing's Development of a Comedy of Institutions and Alienation«, in: *The German Quarterly* 56 (1983), 231-242.

Blick auf die Literatur ab 1770 denke man auch etwa an die institutionellen Zwänge der Geschlechterrollen (beginnend mit Richardsons *Pamela*, De La Roches *Fräulein von Sternheim* und Lessings *Emilia Galotti* wäre um 1800 zu denken etwa an Novalis' und Friedrich Schlegels Theorien der Weiblichkeit, Fichtes Rechtsphilosophie aber auch an die Alternativen der Günderode), von Mutterschaft (die bereits genannte Kindesroman-Debatte, an der sich neben nahezu allen Autoren des Sturm und Drang auch Pestalozzi, Friedrich der Große und Justus Möser beteiligten) und des Ich (angelegt bereits in der pietistischen Bekenntnisliteratur dann in Moritz' *Anton Reiser*, Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* und den folgenden »Bildungsromanen«). Auch traditionelle Institutionen werden um 1800 intensiv verhandelt, offensichtlich etwa der Staat und das Erziehungswesen, aber auch die Institution der Ehe (Friedrich Schlegels *Lucinde* und Goethes *Die Wahlverwandtschaften*). Den deutlichsten definitorischen Zugriff auf Fragen der Institution vor der Soziologie des zwanzigsten Jahrhunderts liefert Fichtes *Wissenschaftslehre*, die im ersten unbedingten Grundsatz die Identität und Selbstbezogenheit jeder Institution verabsolutiert (eine Anwendung auf eine tatsächliche Institution liefert Fichte dann in *Der geschlossene Handelsstaat*). Es ist vielleicht nur auf den ersten Blick abwegig, die neue Literatur der Romane und Dramen seit dem späten achtzehnten Jahrhundert aufs engste mit dem Institutionsgedanken zu verknüpfen und den Erfolg der Literatur mit der erkannten Verselbständigung, ja ›Verselbstung‹ von Institutionen in Verbindung zu bringen. Doch dies sei hier nur am Rande angemerkt. Eine allgemeine oder literarische Geschichte des Institutionsgedanken kann hier nicht einmal angerissen werden. Es sei nur noch darauf hingewiesen, daß sich erst im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts ein neues Denkmodell breit macht, welches der institutionellen Erklärung menschlichen Verhaltens zunehmend den Rang abzulaufen vermag: die Ökonomie.

Bemerkenswerterweise hat sich – trotz Fichte und Hegel – keine eigentliche akademische Disziplin der Institution durchgesetzt. Der Status der Institution zwischen Realität und Fiktion ruft dabei durchaus eine Vielzahl von Disziplinen auf den Plan, ebenso wie er ihnen Probleme bereitet. Die Soziologie, Politologie und Geschichtswissenschaft, die sich von Amts wegen mit Institutionen auseinandersetzen, stehen unter den institutionalisierten Zwängen ihrer Disziplinen, sich auf »Realität« und nicht »Fiktion« zu beziehen. Sicherlich haben diese Disziplinen je Wege gefunden, Fiktionalisierungen auf komplexe Art und Weise in ihre Untersuchungen einzubeziehen und den naiven Dualismus von Fiktion und Realität zu hintergehen, doch der Legitimations- und also Realitätsdruck bleibt bestehen und führt, wie etwa in den Geschichtswissenschaften zu Spaltungen innerhalb der Disziplin zwischen der Analyse der Realhistorie, Ideengeschichte und Diskursanalyse. Die Literaturwissenschaft wiederum braucht sich vor der Fiktionalität der Institutio-



nen nicht zu fürchten, steht dabei aber umgekehrt unter dem institutionellen Imperativ, ihre Zuständigkeit durch Inflation der Fiktionalität zu erweitern. Vielleicht hat eben die unklare Zuständigkeit, wer sich mit ›Institutionen‹ zu beschäftigen habe, dafür gesorgt, daß die Semantik der Institution eine solche Aufwertung erfahren konnte, da lange Zeit keine Disziplin den Begriff vollständig erfassen und damit auch etwa verwerfen und revidieren konnte. Doch unsere Untersuchung muß sich mit einer anderen Frage bescheiden, nämlich derjenigen, wo und mit welchen Konsequenzen der Institutionsgedanke in der Literatur erscheint. Und auch diese Frage kann hier aus Platzgründen nur anhand eines, wenn auch ausgezeichneten, Falls erörtert werden.

Doch Vorsicht ist geboten. Wer sich begrifflich bewaffnet einem literarischen Text nähert, muß hoffen, einen archimedischen Punkt der Analyse zu besitzen. Zugleich aber setzt er sich der Gefahr der Verblendung aus, der Gefahr der Erklärungswut und begrifflichen Gleichmacherei aus. Der Begriff der Institution, den wir hier in Anschlag bringen, hat nun den Vorzug der Unattraktivität, weshalb er, so können wir hoffen, weniger zu begrifflichen Kurzschlüssen geeignet ist. Allerdings kann eben diese unsere Selbstberuhigung seinerseits zur Falle des lesenden Blickes werden. Die Hoffnung der Korrektur einer solchen falschen Selbstgewißheit und begrifflichen Verblendung kann vielleicht nur in der Öffentlichmachung dieser Lektüre liegen, um den Widerspruch anderer Leser zu provozieren. Aber auch in dieser Hinsicht müssen die Leser gewarnt werden vor dem, was die Lektüre von Kleists Texten uns zu denken geben wird: daß Veröffentlichungen noch die vermeintlichen Einsprüche zu steuern pflegen.

Für die Lektüre von Kleists Texten wird sich im Laufe der Analyse zudem ein Vorzug des Begriffs der Institution abzeichnen. Er erlaubt es, zwei der zentralen Momente des Kleistschen Schreibens in Beziehung zu setzen: die spezifische Konstruktion von Ereignissen sowie die gezielte Steuerung des Verdachts.

## **II. Institution und Ereignis: »Der Brantweinsäufer und die Berliner Glocken«**

Es mag den Leser an dieser Stelle freuen, nach den reichlich abstrakten Worten zunächst eine klassische Institution vorgestellt zu sehen, die es ihm leicht machen wird, den Begriff der Institution in Anschlag zu bringen: das Militär. In der Anekdote *Der Brantweinsäufer und die Berliner Glocken* versuchen einige Offiziere der preußischen Armee, einen Alkoholiker von der Sucht zu trinken zu kurieren. Für die straff organisierte Armee Preußens ist ein betrunkenener Soldat und noch viel mehr ein Alkoholiker ein inakzeptables Ärgernis, denn sie muß darauf bauen können, daß jeder Soldat jederzeit einsatzbereit ist. Von einer solchen

Sucht ist potentiell das Militärwesen und das Staatsgefüge als ganzes bedroht. Was hier im Einzelfall exerziert wird, ist also von höchster Bedeutung zur Bewahrung der Struktur des Militärstaates.

Die Offiziere leiten ihre erzieherische Maßnahme mit Prügeln ein, um dem Soldaten nach »unendlichen Schlägen« das Versprechen abzunehmen, sich des Branntweins zu enthalten. Doch der Soldat wird bereits nach drei Tagen rückfällig und betrunken in Arrest genommen. Dennoch leitet der Soldat seine Verteidigungsrede durch die Beteuerung seiner Schuldlosigkeit ein: »Herr Hauptmann, es ist nicht meine Schuld.« Schuldlos kann er nur sein, wenn er nachweisen kann, daß er, noch als er sich dem Trunk ergab, weiterhin gehorsam war. Doch seine folgende Erzählung scheint wenig geeignet zu sein, seine Schuldlosigkeit nachzuweisen. Er erzählt, daß ihm, als er durch Berlin ging, die Glocken die Namen von Alkoholika zugeläutet hätten: Pommeranzen, Kümmel, Anisette.

#### »Der Branntweinsäufer und die Berliner Glocken.

(Eine Anekdote.)

Ein Soldat vom ehemaligen Regiment Lichnowsky, ein heillos und unverbesserlicher Säufer, versprach nach unendlichen Schlägen, die er deshalb bekam, daß er seine Aufführung bessern und sich des Branntweins enthalten wolle. Er hielt auch, in der That, Wort, während drei Tage: ward aber am Vierten wieder besoffen in einem Rennstein gefunden, und, von einem Unterofficier, in Arrest gebracht. Im Verhör befragte man ihn, warum er, seines Vorsatzes uneingedenk, sich von Neuem dem Laster des Trunks ergeben habe? »Herr Hauptmann!« antwortete er; »es ist nicht meine Schuld. Ich ging in Geschäften eines Kaufmanns, mit einer Kiste Färbholz, über den Lustgarten; da läuteten vom Dom herab die Glocken: *Pommeranzen! Pommeranzen! Pommeranzen!*« Läut, Teufel, läut! sprach ich, und gedachte meines Vorsatzes und trank nichts. In der Königstraße, wo ich die Kiste abgeben sollte, steh ich einen Augenblick, um mich auszuruhen, vor dem Rathhaus still: da bimmelt es vom Thurm herab: »Kümmel! Kümmel! Kümmel! – Kümmel! Kümmel! Kümmel!« Ich sage, zum Thurm: bimmle du, daß die Wolken reißen – und gedenke, mein Seel, gedenke meines Vorsatzes, ob ich gleich durstig war, und trinke nichts. Drauf führt mich der Teufel, auf dem Rückweg, über den Spittelmarkt; und da ich eben vor einer Kneipe, wo mehr denn dreißig Gäste beisammen waren, stehe, geht es, vom Spittelthurm herab: »Anisette! Anisette! Anisette!« Was kostet das Glas, frag' ich? Der Wirth spricht: Sechs Pfennige. Geb' er her, sag' ich – und was weiter aus mir geworden ist, das weiß ich nicht.«<sup>9</sup>

Die verführerische Kraft dieser Namen kann, juristisch gesprochen, als

9. Zitiert wird hier und im folgenden nach Roland Reuß/Peter Staengle/(ab 1992) Ingeborg Harms (Hg.): *Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke*, Brandenburger (1988-91 Berliner) Kleist-Ausgabe (BKA), Basel, Frankfurt am Main 1988ff. Die Anekdote *Der Branntweinsäufer und die Berliner Glocken* erschien am 19.10.1810 in den *Berliner Abendblättern*, unterschrieben »xyz«, BKA II/7, 90-91.

persönlicher Entschuldigungsgrund gelten und mildernde Umstände gelten machen, doch Schuldlosigkeit kann der Soldat dadurch nicht nachweisen. Der Soldat behauptet aber, schuldlos zu sein. Die Frage seiner Schuld berührt das Versprechen, welches er unter Schlägen ablegt. Offenbar mißtrauen die Offiziere dem freien Willen des Soldaten und vertrauen stattdessen auf die Schläge als einem geeigneten Mittel zur Internalisierung ihrer Order. Sie zweifeln sowenig an der Möglichkeit, er werde *ihrer* Order folgen, daß sie ihm nach seinem Rückfall verwundert fragen, warum er *seinen* Vorsatz brach. Diejenigen, die den Soldaten durch Schläge erziehen, müssen also annehmen, daß er Schlägen Folge leistet.

Was aber geschieht, als der Soldat durch Berlin wandert? – Die Glocken *schlagen*. Und sie *schlagen* ihm ihre Wörter ein, so wie die Offiziere ihm zuvor »seinen« Vorsatz einschlugen: Pommeranzen, Kümmel, Anisette. Wenn er sich wieder der Sucht fügt, gibt der Soldat erneut den »unendlichen Schlägen« nach, die ihm einen Befehl mitteilen. Zunächst schlugen ihn die preußischen Offiziere, nun sind es die Glocken, die die weltliche Institution der Staaten und die geistliche der Kirche repräsentieren. Die Offiziere können ihm mithin keinen Vorwurf machen, da er durch denselben Mechanismus der Schläge wieder zum Säufer wurde, den sie selbst anwandten, um ihn vom Alkohol abzubringen. Er ist also weiterhin gehorsam und kann daher zurecht – zumindest vor dem adressierten Hauptmann – seine Schuldlosigkeit behaupten. Er bricht zwar das konstative Wort des Versprechens, nicht zu trinken, doch er bleibt der vorrangigen performativen Bedingung des Versprechens treu: Schlägen zu folgen.

Der Witz der Anekdote verdankt sich einer Verdoppelung. Verdoppelt wird die Szene des Versprechens. Während der Trinker zunächst von den Offizieren Schläge erhält, schlagen später die Glocken. Doch anstelle der Offiziere ist es nun, im Wort des Soldaten, der »Teufel«, der diese Schläge austeilt. Wo das Wort des Versprechens darin besteht, sich des Alkohols zu enthalten, rufen ihm die Glocken die Namen von Alkoholika zu. Und wo er zunächst den Offizieren gehorsam ist, horcht er nun und gehorcht den Glocken.

Der Witz ist mehr als eine bloße Fehlleistung, sondern berührt die Kernstruktur der Institution des Militärs: Gehorsamkeit. Die Minimalstruktur des Gehorsams besteht darin, Befehle zu hören und Schlägen zu folgen. Gehorsam lernt der Soldat durch die Schläge, die ihn entmündigen und den Vorgesetzten hörig machen. Gehorsam ist ein Soldat, wenn er unbefragt ausführt, was er als Befehl hört. Und entsprechend ist der Soldat der Anekdote durchaus gehorsam und dies auf *gehör*same Art und Weise. Er hört und er hört den Befehl noch im Glockenschlag. Und gehorsam wie er ist, folgt er dem, was er hört. Wer Gehorsam übt, kann für seine Tat nicht zur Verantwortung gezogen werden, denn er ist ein passives Zweckorgan, das einem fremden Wil-

len folgt. Und so lehnt auch der Soldat jede Kontrolle über sich ab, wenn er sich selbst zum bloßen Objekt erklärt, das sich seinem Wissen entzieht: – »und was weiter aus *mir* geworden ist, weiß ich nicht.«

Es zeigt sich, daß die Struktur des Gehorsams, auf der das preußische Heereswesen und mit ihm der preußische Militärstaat ruht, nicht in der Lage ist, einen Exzeß dieses Gehorsams zu verhindern. Tatsächlich wird dieser Exzeß sogar nahegelegt durch eben die Minimalstruktur des Gehorsams, Schlägen nachzugeben, die die Stabilität der Institution gewährleisten soll. Schläge sollen ihm seine Sucht austreiben, aber Schläge zwingen ihm dieselbe wieder auf. Was er hört, ist einmal das Verbot, ein andermal das Gebot zu trinken. Seine akustische Halluzination bedient sich also der rein formellen Struktur des Hörens auf Schläge, um sie mit einer bestimmten konstativen Bedeutung zu verbinden. Diese Bedeutung richtet sich hier gegen die dem Gehorsam beigelegte Intention, das heißt, gegen die Intention der Heeres- und Staatsleitung, der sie zugleich formal folgt. Damit wird eben die Struktur, die Stabilität, Kontinuität und Stärke gewähren soll, Anlaß von Ungehorsam, Diskontinuität und Rausch.

Indem die einheitsstiftende pädagogische Instanz, die unkontrollierten Wandel unterbinden soll, ausfällt und in ihrem Ausfall unvorherbestimmte und unregulierte Ereignisse nicht nur nicht verhindern kann, sondern provoziert, findet in dieser Anekdote nichts weniger als Geschichte statt.<sup>10</sup> Geschichte liegt nicht darin, daß eine Institution wie die preußische Armee eine Operation plangerecht durchführt – sei's die Bestrafung eines Soldaten, sei's ein Feldzug –, sondern darin, daß die allgemeine formale Struktur der Institution selbst Gegenstand eines Ereignisses wird, das ihre Sicherungsfunktion zerbricht und das den Akt, der die Institution stützen sollte, gegen diese kehrt.<sup>11</sup> Das eigentlich geschichtliche Moment liegt also nicht im Stattfinden des Unstrukturier-

10. Vgl. zur Frage des Geschichtlichen in Kleists Anekdoten auch die Arbeit von Peters, »Wie Geschichte Geschehen lassen?«.
11. So wie der Brantweinsäufer die Hierarchie der preußischen Armee unterläuft, so hebt der Schauspieler Unzelmann in der Anekdote *Korrespondenz-Nachricht* vom 8.11.1810 die Anordnungen aus, die er von der Direktion seines Theaters erhält. Es wird ihm verboten zu improvisieren. Unzelmann hält sich an dieses Verbot, bis ein Pferd auf der Bühne, »zur großen Bestürzung des Publikums«, Mist fallen läßt. Unzelmann wendet sich daraufhin, »indem er die Rede unterbrach, zu dem Pferde und sprach: »Hat dir die Direction nicht verboten, zu improvisieren?« Indem Unzelmann das Wort der Direktion verbreitet, bejaht er es einerseits und bricht es andererseits, denn er improvisiert ja, ohne daß ihm dies zum Vorwurf gemacht werden kann. Die einfache formale Struktur der Institution des Theaters, nicht zu improvisieren, wird Anlaß des Bruchs ihrer Struktur. Und die Direktion, die ihm zuvor als Autorität gegenüberstand, wird nun zum Publikum und lacht.

ten, Unerwarteten und damit Zufälligen, sondern im Moment des Übersprungs eines Strukturierten in ein Unstrukturiertes aus struktureller Notwendigkeit. Geschichte geschieht dort, wo die kognitiven und pragmatischen Ordnungen, in denen sich politische und insbesondere hierarchische Instanzen konsolidieren und reproduzieren, an ihrem eigenen Exzeß zerfallen. Sie geschieht nicht als die Destruktion, sondern als die Destrukturierung von Strukturen und als die Destitutionalisierung von Institutionen.<sup>12</sup>

Bemerkenswert an dieser Anekdote ist, daß eine Institution nicht schlicht einen thematischen Rahmen vorgibt und nicht schlicht Gegenstand eines Ereignisses ist, sondern selbst zum Produzenten eines Ereignisses wird. Gegenüber dem naiven Verständnis, daß der Mensch frei handelt und die Institution dem Menschen dient, sind die Rollen nun invertiert und in sich verdoppelt: Die Institution agiert und hat bei aller Rigidität noch die Freiheit zum Selbstwiderspruch; der Mensch aber spielt der Realität der Institution zu; der Witz ist sein letztes Aus-

12. Ähnliche Figuren des Widerstreits einer Institution in sich finden sich in einer Reihe von Werken Kleists, man denke etwa an den Ungehorsam in Kleists *Prinz Friedrich von Homburg*. Auch dort kommt es zu einem lokalen Versagen einer Institution, der Institution der repräsentativen Monarchie. Die Monarchie beruht auf der Minimalstruktur der Subordination unter den Monarchen als einziger Autorität. Diese formale Struktur setzt einen voraus, der sich nicht unterordnet, den Monarchen und Repräsentanten des Staates, der außerhalb der Struktur und des Gesetzes steht. Als Herrscher fordert er Unterordnung, doch als ›Vorbild‹ oder ›Vater‹ appelliert er zugleich an die Untergebenen, wie er zu sein. Eben diese doppelte Funktion des repräsentativen Herrschers wird für den Prinzen zum double-bind: Er gehorcht dem Monarchen, indem er sich wie dieser verhält, indem er sich über dessen Wort erhebt. Und wie der Trinker in *Der Brantweinsäufer* und die *Berliner Glocken* könnte der Prinz auf Schuldlosigkeit hinsichtlich seines Wortbruchs bestehen. Diese Ambivalenz zeigt sich im Traum des Prinzen, in dem er vom Kurfürsten unter Aussetzung der Grenze von Wahrheit und Traum gekrönt wird. Nach diesem Traum folgt der Prinz nicht mehr dem angeordneten Kriegsplan und handelt eigenmächtig. Zugleich bricht er das Gesetz und bewahrt es, da er wie ein Kurfürst handelt. Er verdient die Todesstrafe und er verdient, als Held gefeiert zu werden. Dieser der Repräsentation innewohnende Konflikt ist der Konflikt zwischen der formalen Struktur der Subordination und der Bedeutung dieser Struktur, die in der Nachahmung von ›Vater‹ Kurfürst außerhalb der Subordination liegt. So argumentiert auch Kottwitz in der Verteidigung des Prinzen, daß die Soldaten nicht für das Gesetz, sondern für das »Vaterland« kämpfen würden. Wenn am Ende eine Versöhnung stattfindet, dann ist es nicht einfach die Monarchie, die wieder errichtet wird, sondern es ist die Institution der Monarchie und die Möglichkeit ihrer Suspendierung. Diese Möglichkeit ist die Möglichkeit von Geschichte.

drucksmedium. Institution und Freiheit sind die beiden Seiten dieser Ordnung der Dinge.

### III. Präskriptive und interpretative Institution

Um das Feld der Institutionen durchmessen zu können, ist eine weitere Unterscheidung hilfreich: diejenige zwischen präskriptiven oder normativen einerseits und deskriptiven oder auch interpretativen Institutionen andererseits. Das Militär in der vorausgegangenen Anekdote ist eine präskriptive Institution, die Verhaltensregeln gibt und Order erläßt, denen zukünftige menschliche Akte zu folgen haben. Eine deskriptive oder interpretative Institution findet umgekehrt zu bereits ausgeführten, versuchten oder vorbereiteten Akten eine Erklärung, um sie solcherart nachträglich mit Sinn auszustatten. Auch diese interpretativen Institutionen sind dabei durchaus Institutionen gemäß unserer Minimaldefinition: »Eine Institution ist der Rahmen, innerhalb dessen die Wiederholbarkeit und Identität von menschlichen Akten gesichert wird«, denn erst eine Interpretation von Verhalten macht dieses im eigentlichen Sinne wiederholbar, da es dem Verhalten sein Ziel verleiht, auf dessen Beförderung hin zwei Akte Identität haben können. Auch die Ableitung von unserer Definition gilt, daß »mit jedem durch die Institution geleiteten Akt sich auch die Institution redupliziert«, denn eine Interpretation wird mächtiger, je mehr Akte sie mit Sinn auszustatten vermag. Es ist nun offensichtlich, daß jede Institution sowohl präskriptiv als auch interpretativ ist – jede präskriptive Institution liefert eine Interpretation von Situationen, und eine interpretative Institution wird präskriptiv, insofern sie die Deutung zukünftigen Verhaltens leistet – doch die prinzipielle Unterscheidung besteht in der Richtung der Institutionalisierung als je rückgreifend oder vorgreifend.

Es ist wohl nicht zu entscheiden, ob die normative oder performative Dimension von Institutionen für Kleist entscheidender ist. Um als Beispiel einer interpretativen Institution zunächst ebenfalls eine Anekdote zu bemühen, sei an die *Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege* erinnert (*Berliner Abendblätter*, 6. Oktober 1810).<sup>13</sup> Dort verhält sich ein tollkühner preußischer Reiter scheinbar wider alle Vernunft, wenn er sich allein in einem von den Franzosen umringten Dorf wie ein siegesgewisser General aufspielt. Doch eben sein wahnsinniges Verhal-

13. Vgl. zu dieser Anekdote Rolf Selbmann: »Die andere Wirklichkeit des Erzählens. Zu Heinrich von Kleists *Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege*«, in: *Kleist-Jahrbuch* 1996, 202-206. Vgl. auch Fritz Breithaupt: »Kleists Anekdoten und die Möglichkeit von Geschichte«, in: Wolfgang Wirth/Jörn Wegner (Hg.), *Literarische Trans-Rationalität. Für Gunter Martens*, Würzburg 2003, 335-351.

ten gereicht ihm zur Rettung. Indem er nämlich allein auf drei französische Reiter zugreift »als ob er das ganze Hohenlohische Corps hinter sich hätte«<sup>14</sup>, stützen die drei, weil sie in der Tat sein Verhalten nur erklären können, indem sie eine Übermacht von Preußen dazu erfinden. Statt die Diskrepanz zwischen seinem Verhalten und seiner Situation zu erkennen, »normalisieren« sie sein Verhalten, indem sie eine Situation erfinden, die seinem Verhalten angemessen wäre und erliegen solcherart dem Normalitätseffekt des Anormalen. Eben diese Interpretation einer suggerierten angreifenden preußischen Armee »institutionalisieren« sie dergestalt, daß sie ihr eigenes Verhalten darauf abstimmen: sie zögern. Und das wird ihnen zum Verhängnis, der eine und einzig reale Reiter rennt sie über den Haufen. Die bloße Interpretation des absonderlichen Verhaltens des Preußen wird zur Institution in dem Augenblick, in dem künftiges Verhalten auf diese Interpretation eingestellt wird und sie darin zugleich im Sieg des Preußen bestätigt und fortsetzt.

Die interpretativen Institutionen (oder auch institutionalisierten Interpretationen) in Kleists Werken beschränken sich dabei nicht auf die Figuren der Erzählungen. Vielmehr sind es regelmäßig auch die Leser, die veranlaßt werden, eine Erklärung zu einem Verhalten zu finden und zu erfinden, die ihnen Vorhersagen für vergangenes oder künftiges Verhalten erlauben könnte. Angeregt werden diese Versuche einer Erklärung durch »den Charakter als Rätsel und das rätselhafte Faktum.«<sup>15</sup> Anders gesagt: weil die Akteure privat bleiben, scheint die Institutionalisierung einer Deutung um so notwendiger. Und es ist eben dieser Prozeß der Einrichtung einer Deutung, den Kleist einkalkuliert, um die Leser zu lenken und ihnen bisweilen ein Hohenlohisches Corps vorzugaukeln, wo – vielleicht – unter der Hand eine andere Erklärung auf der Hand liegen könnte. Die andere Seite der Münze von institutionalisierten Interpretationen ist daher die Privation: das Unbekannt-Bleiben dessen, was in der Institution verschwindet.

#### IV. Privationen: »Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik«

Bevor wir uns der komplexeren Struktur von *Die Marquise von O...* zuwenden, ist es zumindest zur Veranschaulichung förderlich, einen der einfacheren Fälle einer institutionalisierten Interpretation darzustellen. Einfacher ist dieser Fall, da die Institutionalisierung einer bestimmten Erklärung von allen Mitspielern direkt akzeptiert wird, da

14. BKA II/7, 35.

15. So Max Kommerell: *Geist und Buchstabe in der Dichtung. Goethe, Schiller, Kleist, Hölderlin*, Frankfurt am Main 1944, 3. vermehrte Aufl., 245.

sie dem Eigeninteresse aller (wenn auch je verschieden) entgegenkommt.

Es muß in aller Banalität gesagt werden: *Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik* ist die Novelle von vier Brüdern, die den Wahnsinn vortäuschen, um der Todesstrafe zu entgehen. Alles andere ist Legende, und von der Legendenbildung handelt die Geschichte. Nachdem dies gesagt ist, muß ergänzt werden, daß Kleists Text dem Leser trotz einiger Indizien die letzte Gewißheit über die Simulation des Wahnsinns verweigert. Wenn daher die folgenden Anmerkungen die Rationalität aller Personen der Novelle behaupten, so schreibt sich diese Lektüre ein in die Legendenbildung: fortgewebt wird hier – das Oxymoron ist hier angemessen – die protestantische Legende der Rationalität.

Die vier Brüder sind die Rädelsführer eines Bildersturms auf ein deutsches Kloster nahe der Grenze Hollands in der Zeit des Ikonoklasmus. Der Bildersturm steht kurz vor dem Ausbruch, »mehr denn hundert« bewaffnete Protestanten haben sich zur Andacht in dem Nonnenkloster eingefunden und warten nur auf »das zur Bilderstürmerei verabredete Zeichen« der Brüder<sup>16</sup>, die Kirche in Schutt und Asche zu zerlegen. Allerdings sind inzwischen auch Soldaten eingetroffen, wie Kleist als scheinbare Nebensache erwähnt<sup>17</sup>: Die Bilderstürmer, die gegen die kaiserliche Garde wohl machtlos sind, tun gut daran, die Waffen ruhen zu lassen. Doch die Rädelsführer werden wenig Hoffnung haben, dem Todesurteil zu entgehen, zumal sie in dieser Stadt Fremde sind. Nur ihr tollkühnes Verhalten als Wahnsinnige rettet sie vor dem sicheren Tod und sichert ihnen ein erträgliches Leben im Irrenhaus. Ohne sich absprechen zu können, verfallen die vier auf die nämliche Lösung, als sie die Soldaten in der Kirche wahrnehmen: sie hören nicht auf zu beten, denn als Betende werden sie nicht behelligt. Später im Wirtshaus können sie darauf rechnen, daß sich im Kreise ihrer Freunde ein Verräter befindet – der Tuchhändler Veit Gotthelf, wie die Leser an einigen Indizien erraten können<sup>18</sup> –, so daß sie klug daran tun, ihre Maskerade als

16. BKA II/5, 79, 88.

17. Zunächst heißt es, daß der Officier, »der in der Stadt commandirte« und »der selbst ein Feind des Pabstthums, und als solcher, wenigstens unter der Hand, der neuen Lehre zugetan war«, der Äbtissin »die Wache zu verweigern« wußte. BKA II/5, 77. Doch dann heißt es in einem nachgeschobenen Bericht, daß der »Commandant« zumindest zu einem späteren Zeitpunkt, nämlich als die Brüder beginnen, sich auffällig unauffällig zu benehmen, durchaus in der Kirche sei und durchaus nicht zögerte »mehrere Arretirungen« zu verfügen, die die Wache sofort ausführt. BKA II/5, 89.

18. Als Veit Gotthelf später die Mutter der nun offiziell Wahnsinnigen trifft, läßt er erkennen, daß er vermutlich immer schon katholisch war, wenn er in bezug auf die Ikonoklasten von »unserer damals irregeleiteten Stadt« spricht. Wichtiger ist aber, daß er auch zur späteren Zeit des Eintreffens der Mutter als Informant der heiligen



bekehrte Wahnsinnige beizubehalten. Um Mitternacht reagieren sie sich fortan ab, um einen Ausgleich für ihr strenges Leben im vorge-täuschten Wahnsinn zu finden.

Gestützt wird ihre Tarnung und Beglaubigung als Wahnsinnige auch von dem Interesse der Äbtissin, die den gestoppten Überfall gerne als Wunder sanktioniert wissen möchte: von einem solchen Vorfall hat ein Kloster viel zu gewinnen. So verfallen sie und andere darauf, den plötzlichen Wahnsinn der Brüder als wunderbare Wirkung der christlichen Musik zu inszenieren. Und so gefällt sich die Äbtissin damit, den plötzlichen Wahnsinn der Brüder zu akzeptieren, ja zu plausibilisieren und als göttliche Intervention der Namensgeberin des Klosters, der heiligen Cäcilie, die ja Heilige der Musik ist, darzustellen.<sup>19</sup> Der Testfall ist die Mutter der vier Brüder, die nach einigen Jahren ihre Söhne auffindet und sich die Geschichte von der schlaunen Äbtissin erklären läßt und anschließend zum Katholizismus konvertiert. Sowohl die Brüder als auch die Äbtissin, aber auch die ehemaligen Verbündeten der Bilderstürmer und der eingeschaltete Papst haben ein je verschiedenes aber gemeinsames Interesse an dem »wirklichen« Wahnsinn der Brüder und entsprechend wird er von allen akzeptiert und abgesegnet. In diese Liste der am Wahnsinn der Brüder interessierten Parteien sind nicht zuletzt die Apologeten der Ästhetik-Diskussion aufzunehmen, also diejenigen, die diese Novelle als Dokument der musikalischen Wirkung gelesen sehen möchten.<sup>20</sup> Der Bildersturm wird in dieser Novelle so lange abgewehrt, als die Leser das Bild des Wahnsinns der Brüder akzeptie-

römischen Kirche aktiv ist. Die Mutter trägt nämlich einen Brief der vier Brüder bei sich, den sie niemandem als Veit Gotthelf gegenüber erwähnt. Ein solcher Brief könnte im Positiven und vor allem Negativen entscheidende Bedeutung für den Versuch der Äbtissin haben, den abgewehrten Bildersturm als Wunder sanktioniert zu sehen. Und entsprechend kann der Leser folgern, daß die Äbtissin von Veit Gotthelf über die Existenz des Briefes informiert ist, als die Mutter bei ihr erscheint und sich den Brief ausbittet.

19. Zur Frage der Legendenbildung als Zeichenkrieg, vgl. Gerhard Neumann: »Eselsgeschrei und Sphärenklang. Zeichensystem der Musik und Legitimation der Legende in Kleists Novelle *Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik*«, in: Gerhard Neumann (Hg.), *Heinrich von Kleist: Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall*, Freiburg 1994, 365–389; und Bianca Theisen: *Bogenschuß. Kleists Formalisierungen des Lesens*, Freiburg 1996, 111–135.
20. Vgl. zu den komplexen Möglichkeiten einer Diskussion der Musik- und Rezeptionsästhetik Christine Lubkoll: »Die heilige Musik oder Die Gewalt der Zeichen. Zur musikalischen Poetik in Heinrich von Kleists Cäcilien-Novelle«, in: Gerhard Neumann (Hg.), *Heinrich von Kleist: Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall*, Freiburg 1994, 337–364; und Bernhard Greiner: *Kleists Dramen und Erzählungen*, Tübingen, Basel 2000, 397–419.

ren. Kritiker der hier nur skizzierten Lektüre können mir, zurecht, ein Lesen mit der Brechstange nachsagen. In der Tat scheint es mir – *um einmal im Bild zu bleiben* – daß eine Lektüre ohne Brechstange den Wahnsinn vortäuscht oder, Gott behüte, erleidet und versäumt, das Zeichen zum Sturm gegen die täuschenden Bilder zu geben.

## V. Insemination und Bedeutung: »Die Marquise von O...«

Während *Die Heilige Cäcilie* von der Institutionalisierung einer bestimmten vom Text angebotenen Interpretation (dem Wahnsinn der Brüder) handelt, inszeniert *Die Marquise von O...* dagegen eben den Mechanismus der Institutionalisierung von Interpretationen.

Die Novelle beginnt mit einer Veröffentlichung.<sup>21</sup> In eine lokale

21. Wie wohl die Texte keines anderen Autors dulden Kleists Texte keine Multiplizität der Deutungen, obgleich oder wohl eben weil sie eine Vielfalt von ihnen provozieren. Gerade weil Kleists Texte je als Echoraum eines einzigen Ereignisses oder Rätsels erscheinen, können keine zwei Erklärungen nebeneinander bestehen. Damit steht jede einzelne Deutung, die vorliegende nicht ausgenommen, vor der unangenehmen Aufgabe, sich zu monopolisieren. Vor Kleists Texten werden die Kritiker einsam. – Dennoch kann auf eine Komplizenschaft gehofft werden, eine Komplizenschaft der produktiven Abgrenzung. Für die vorliegende Untersuchung sind es die folgenden Lektüren, die mir gerade aufgrund ihrer Qualität einen Einspruch abnötigen. Uffe Hansen hat in einer bisher leider nicht sehr beachteten Arbeit ein altes Argument, daß nämlich die Marquise durchaus wisse, was in ihrer Bewußtlosigkeit passiert sei, neu belebt, indem er die psychologischen Theorien untersucht, mit denen Kleist sich eben zur Zeit der Verfassung der *Marquise von O...* lebhaft auseinandergesetzt hat, namentlich die Theorien des Somnambulismus. Kleist hat diese Theorien persönlich durch Gotthilf Heinrich Schubert kennengelernt, und Schubert selbst erwähnt Kleist als seinen neugierigsten Hörer in Dresden. Kleist lernt so das Wissen seiner Zeit von einem unbewußten und, wie wir heute sagen würden, hypnotischen Zustand gesteigerter Wahrnehmungsfähigkeit kennen. Unter dem Druck großer Erschütterungen könne, so Schubert, der Zustand einer zweiten latenten Persönlichkeit hervorgerufen werden. Hansens Deutung der *Marquise von O...* erkennt solche Erschütterungen und Persönlichkeitsspaltungen sowohl in der Szene der Vergewaltigung als auch in der plötzlichen Versöhnung mit dem Vater, in der dieser abrupt zu einem gewandelten Menschen wird. Hansen versucht nun ausgehend von diesen Einsichten, das gesamte Verhalten der Marquise und ihres Vaters als nicht nur plausibel, sondern auch rational zu erklären. Hansens Lektüre hat damit zudem den Vorteil, daß sie dem Paradigma des Begehrens, welches die meisten Deutungen dominiert, eines der (psychologisch erklärbaren) Rationalität entgegenhält. Schwierigkeiten bekommt diese Deutung dabei allerdings, was

Zeitung setzt die jung verwitwete Marquise die Anzeige, »daß sie, ohne ihr Wissen, in andre Umstände gekommen sey, daß der Vater zu dem Kinde, das sie gebähren würde, sich melden solle: und daß sie, aus Familien-Rücksichten, entschlossen wäre, ihn zu heirathen« (7). Der Effekt ist der zu erwartende. Niemand glaubt der Marquise, daß sie den Vater nicht kenne. Alle gehen davon aus, sie wisse, was sich zugetragen habe, und halten die Veröffentlichung für eine Finte, die es ihr erlauben soll, unschuldig zu scheinen und somit eine Schwangerschaft noch außerhalb der Ehe salonfähig zu machen. Der Vater faßt dies einmal so zusammen:

»Auswendig gelernt ist sie schon, die Fabel, die sie uns beide, sie und er, [...] hier aufbürden wollen. Mein liebstes Töchterchen, soll ich sagen, das wußte ich nicht, wer konnte das denken, vergieb mir, nimm meinen Seegen, und sey wieder gut [...].«<sup>22</sup>

Der von allen hinzugedachte heimliche Liebhaber wird denn auch das Thema der Spekulation, die Marquise ihrerseits erscheint solcherart als naive Heuchlerin. Gerade weil die öffentliche Anzeige von allen als Versuch der Verschleierung gedeutet wird, sind sie um so gewisser, daß sie nun in groben Zügen das in ihr Verheimlichte lesen können. Die Veröffentlichung provoziert eine Interpretation des in ihr Ungesagten, nämlich die Motivation zur Veröffentlichung.

Auch für die keineswegs allwissenden Leser der Novelle wird das Privatleben der Marquise Thema. Die Leser befinden sich in der sonderbaren Situation, nach der Zeitungsannonce zu Beginn der Novelle die vorhergehende und umständliche Geschichte der Belagerung einer Festung zu erfahren. Zum Zeitpunkt ihrer Eroberung befindet sich die Marquise in der Festung unter dem Kommando ihres Vaters. Nachdem ein russischer Offizier die Marquise (man nimmt an: rechtzeitig) vor der Vergewaltigung durch einige Soldaten gerettet hat, sinkt sie allein mit dem adligen Offizier ohnmächtig zu Boden. Doch dann bleiben auch die Leser wieder außen vor und lesen nur einen sonderbaren Gedankenstrich auf, der die Ohnmacht von allen späteren Ereignissen trennt. Mehr oder weniger bald ahnen die Leser denn auch, daß sie eben diesen Gedankenstrich als Ereignis lesen könnten, als ein Privates, Intimstes, nämlich den Einbruch in ein Intimstes, die Vergewaltigung der

Hansen durchaus explizit macht, an der Erklärung der Veröffentlichung der Annonce. Eben dort soll hier denn auch abweichend angesetzt werden, ohne die Leistung von Hansen zu verkennen. Vgl. Uffe Hansen: »Der Aufklärer in extremis. Heinrich von Kleists *Die Marquise von O...* und die Psychologie des Unbewußten im Jahre 1807«, in: Klaus Bohnen/Per Ørngaard (Hg.), *Aufklärung als Problem und Aufgabe: Festschrift für Sven-Aage Jørgensen*, München, Kopenhagen 1994, 216-234.

22. BKA II/2, 75.

bewußlosen Marquise durch den russischen Offizier, den Grafen F... Die Leser der Novelle befinden sich also in einer ähnlichen Situation wie die Leser der Zeitungsannonce. Sie lesen eine Veröffentlichung und schließen mehr oder weniger schnell auf das darin Ausgeschlossene und Nicht-Veröffentlichte. In beiden Fällen wird das Veröffentlichte Sache eines Verdachts, der eine Erklärung noch jenseits der Veröffentlichung sucht. Und in beiden Fällen ist die Natur dieser Erklärung ein Vater. Die Leser der Zeitungsannonce ergänzen einen heimlichen Liebhaber, den »muntere[n] Corsar« (55), wie sich die Hebamme ausdrückt, die Leser der Novelle setzen – vermutlich – den Grafen in die Rolle des biologischen Vaters.

Durch die Interpretation festgestellt, wird der Urheber, der Vater, derjenige also, der per definitionem immer ungewiß ist, *pater semper incertus*.<sup>23</sup> Die Ungewißheit des Vaters wird hier derartig gesteigert, daß – vielleicht – weder die Marquise mit Gewißheit den Vater kennt, noch dieser sich seiner selbst sicher sein kann. Doch eben diese Ungewißheit wird durch die Setzung eines Vaters – durch die Leser der Annonce oder die Leser der Novelle – mehr als kompensiert: Wer das Verheimlichte hinter dem Akt der Veröffentlichung erraten zu haben meint, institutionalisiert es dergestalt als »Interpretation«, daß er oder sie alles weitere Verhalten durch sie zu erklären sucht. Dadurch wird der erfundene Vater einflußreicher, als ein realer Vater es je sein könnte. Diejenigen, die einen Verdacht schöpfen – seien es die Zeitgenossen der Marquise, seien es die Leser der Kleistschen Novelle –, halten an der Fährte des von ihnen erfundenen Vaters fest und finden in der Novelle um so gewisser viele weitere Indizien für seine Existenz. Anders gesagt: Sie werden von dem erfundenen Vater derart fasziniert, daß sie den Blick für andere Väter, andere mögliche Wirklichkeiten verlieren. Daß es sich bei diesen Vater-Setzungen je um eine »Institution« handelt, zeigt sich darin, daß die jeweilige Interpretation fortwährend Erklärungen von Verhalten liefert, auch wo diese keineswegs wahrscheinlich sind. Die Institutionalisierung einer Interpretation produziert ihre eigene Rationalität, die darauf zielt, sich auch gegen die Fakten fortzusetzen und zu duplizieren. Nach der nämlichen Struktur der Suggestion in *An-*

23. Gerhard Gönner lokalisiert in diesem Zusammenhang das eigentlich »Diabolische der Vergewaltigung« darin, daß sie sich nicht als Gewalttat zeigt und nur von der Schwangerschaft deduziert werden kann. Die Ungewißheit des Vaters wäre, wenn wir dies weiterspinnen dürfen, also *per se* bereits die Vergewaltigung, so daß noch die aufdeckende Festschreibung, die institutionalisierte Erklärung der Schwangerschaft – selbst durch Vergewaltigung – Teil einer enttraumatisierenden Bewältigungsstrategie wäre; Gerhard Gönner: *Von »zerspaltenen Herzen« und der »gebrechlichen Einrichtung der Welt« – Versuch einer Phänomenologie der Gewalt bei Kleist*, Stuttgart 1989, 44.

*ekdote vom letzten preußischen Kriege* schlägt das interpretatorische Potential der Institutionalisierung um in eine Kraft der Täuschung: interpretative Institutionen schwängern ihre Umwelt mit illegitimen Kindern.

In dem Maße, in dem der Mechanismus des Lenkens eines Verdachts mittels der Veröffentlichung durchschaut ist, eignet er sich zur Manipulation oder – neutraler gesagt – zur Steuerung. Und eben dies führt Kleist in der *Marquise von O...* vor. Es ist anzunehmen, daß die Marquise sehr wohl weiß, was die Veröffentlichung ihrer Anzeige bewirken wird und was sich die schmunzelnden Leser der Anzeige dazu ausdenken werden. Daß sie die Anzeige dennoch aufgibt, ist sinnvoll vor allem dann, wenn es eine List ist. Es ist nämlich vorstellbar, daß der Köder, den die Marquise auswirft – das Lachen über den heimlichen Liebhaber und über die naive List der Marquise, ihr Verhältnis als unwissentlich ausgeben zu wollen – nichts als ein Ablenkungsmanöver ist, um sie vor einem viel gefährlicheren Verdacht zu schützen.<sup>24</sup> Denn die Marquise lenkt den spekulierenden und Verdacht schöpfenden Blick ab von dem Kreis ihrer Familie und setzt ihn auf die Fährte eines Liebhabers, von dem alle erwarten, die Marquise wolle ihn der Familie in einer vorbereiteten Szene präsentieren. Das durch diesen Verdacht Verborgene ist der gedoppelte Vater: der Vater der Marquise als Vaterschaftskandidat seines eigenen Enkels. Immerhin läßt der Text, der die krass inzestuös gefärbte Versöhnungsszene – mit »lechzende[n] Küsse[n]«, dem sich »wie ein Verliebter« benehmenden Vater (90) und den »Brauteleute[n]« (91), so von der Mutter »durchs Schlüsselloch« (90) beobachtet – ausführlich schildert, die Vermutung zu, daß hier eine alte Beziehung aufgefrischt wird, daß also in der Tat ein früheres Liebesverhältnis bestand und daß des Vaters wilde Taten als Taten der Eifersucht und der Verzweiflung über sich selbst zu gelten haben.<sup>25</sup> Und wer einmal auf dieser Spur ist, dem kann es nicht einmal ausgeschlossen scheinen, daß auch die anderen Kinder bereits Kinder ihres Großvaters sind (der Gemahl der Marquise starb auf Reisen, heißt es), so daß die Marquise und der Vater durchaus Grund hätten, sich um die Kinder zu streiten. Wenn dies so wäre oder auch nur Gegenstand eines Verdachts werden würde, so müßte dies um jeden Preis geheim bleiben: denn auf ausgeführten Inzest steht nach dem *Allgemeinen Landrecht für die preußischen Staaten*

24. Daß der Verdacht der Lüge letztlich harmlos ist, belegt etwa die Mutter, wenn sie sagt: »Ein Fehltritt [...] er ließe sich, und ich müßte ihn zuletzt verzeihn« (51).
25. Die Möglichkeit der tatsächlichen Vaterschaft des Vaters wurde auch von denjenigen Autoren, die das Inzestuöse der Beziehung betonten, kaum je erwogen: »Zwar hat der Obrist das Kind seiner Tochter nicht gezeugt«, so exemplarisch Claudia Liebrand: »Pater semper incertus est. Kleists *Marquise von O...* mit Boccaccio gelesen«, in: *Kleist-Jahrbuch* 2000, 46-60, hier 55.

(ALR) die Todesstrafe. Jede und noch die kompromittierendste Alternative zum Inzest müßte der Marquise also willkommen sein. Indem die Marquise mittels der Veröffentlichung noch den Verdacht steuert, reflektiert sie ihn fort von dem, was unter keinen Umständen preisgegeben werden darf und das als Privates auch jeder Öffentlichkeit entzogen bleibt. Die Marquise wäre also eine Verführerin im doppelten Sinn: sie verführt ihren Vater und sie verführt die Leser zur von ihr manipulierten Vatersetzung. Wie *Die heilige Cäcilie oder die Macht der Musik* (aber auch *Prinz Friedrich von Homburg*)<sup>26</sup> zeigt, ist das Verschanzen hinter einer institutionalisierten Interpretation im Angesicht der Todesstrafe in Kleists Texten keine Ausnahme, sondern der Rationalitäts-Effekt des nackten Überlebenswillen.<sup>27</sup>

Es ist wohl unnötig zu betonen, daß hier nicht auf die Gewißheit einer Vaterfindung gepocht wird, als vielmehr auf die Steuerung von Verdachtsmomenten. Novellenfiguren eignen sich nicht zum Gentest. Statt dessen kann registriert werden, wie die Einsetzung einer jeden Deutung sich im Text fortpflanzt, über das Ziel hinausschießt und aus Leerstellen Klarheiten macht. So könnte etwa die Schußszene als versuchter Selbstmord des Obristen gelten. Und seine Bemerkung »o sie ist unschuldig [...] Sie hat es im Schläfe gethan« (73) ebenso wie sein Ausruf »o die verschmitzte Heuchlerin! Zehnmahl die Schamlosigkeit einer Hündin mit zehnfacher List des Fuchses gepaart« (74) wären beim Wort zu nehmen. Auch das wolfsartige Heulen des Vaters in der Versöh-

26. In genau umgekehrter Art und Weise zeigt *Der verlegene Magistrat* die strategische Kalkulation vor einem Todesurteil.
27. Harriet Murphy gründet ihre Analyse der *Marquise von O...* auf die Darwinsche Überlebensökonomie, wenn auch mit anderem Ergebnis als die vorliegende: »No emotion is, as a consequence, expressive of love, because individuals are only able or willing to recognise the existence of other selves on the condition that others are actual or potential exponents of impersonal ideas assertive of the need to survival. Emotion is conditional, not unconditional.« Harriet Murphy: »Theatres of Emptiness. The Case of Kleist's *Marquise von O...*«, in: *Oxford German Studies* 24 (1995), 80-111, hier 85. Dies führt Murphy zu der These, daß der berühmte Bindestrich der Erzählung »symbolisch« sei für die Spaltung des Individuums von seinen persönlichen Gefühlen: »The dash becomes *symbolic* of the extent to which the individual is exiled from personal feeling, from person responsibility and from fullness of self, only because it is the most obvious statement of a refusal to integrate desire into the personality as a whole« (92). Während Murphy diese Spaltung als Unfähigkeit und Verweigerung einordnet, die aus dem Darwinschen Überlebenskampf hervorgeht, beobachte ich hier die Intergration von Begehren und Handlungen unter den Auspizien des instituierten Individuums. Das Individuum (und sein Begehren) ist kein Gegenbegriff, der von Kleist gegen gesellschaftliche Zwänge stark gemacht werden könnte, da beide die gleiche Struktur besitzen.

nungsszene – »und heulte, daß die Wände erschallten« (88) – erinnert plötzlich deutlicher an die vier Simulanten in *Die heilige Cäcilie*.<sup>28</sup>

Dies ist also die Kernstruktur der Novelle: die Re-Privatisierung durch Veröffentlichung. Indem die Veröffentlichung den Verdacht der Leser auf das Gegenteil des Veröffentlichten lenkt, wird jenseits von Veröffentlichung und Verdacht ein drittes Privates gesichert. Formal gesagt: die Veröffentlichung A erzeugt einen teilweise gegenteiligen Verdacht B, weshalb C nicht einmal einem Verdacht ausgesetzt wird. Die Leser der Anzeige können der Annonce also nicht genug und nicht zu wenig glauben schenken. Die Privation mittels der Veröffentlichung folgt damit dem von Kleist (und Goethe<sup>29</sup>) des öfteren artikulierten Gegenteilssinn. Was gesagt wird, ist daraufhin kalkuliert, im Gegenteil des Gesagten zu münden. Daß der Gegenteilssinn in *Die Marquise von O...* eine geläufige rhetorische Strategie ist, darauf weist die Rede des Forstmeisters hin, in der dieser den Grafen bezichtigt, daß er durch seine dreisten Taten »gerade das Gegentheil bewirken« wolle (31), und daß deshalb jedes Entgegenkommen zum Grafen, diesen in seiner Strategie bestärken würde. Keine Rede in der Novelle kann also dem Verdacht entgehen, als veröffentlichte Rede ein Gegenteiliges erreichen oder verbergen zu wollen.<sup>30</sup> Die Marquise aber erscheint als Meisterin dieses Spiels, da sie in der Erregung des Gegenteils durch ihre Veröffentlichung – möglicherweise – das Gegenteil des Gegenteils zu verbergen sucht. Anders gesagt: die Struktur der Verdachtssteuerung durch den Gegenteilssinn kann verdoppelt und beliebig potenziert werden, so daß am Ende keiner, auch nicht der Leser der Novelle, wissen kann, wer wen wie manipuliert hat oder eben doch so naiv ist, wie es auf den ersten Blick scheinen mag.

Die weitaus meisten Leser der Novelle sehen sich unter dem Zwang einer Abwägung: Vergewaltigung oder Inzest.<sup>31</sup> Mir scheint es

28. »So mögen sich Leoparden und Wölfe anhören lassen, wenn sie [...] das Firmament anbrüllen: die Pfeiler des Hauses [...] erschütterten«. BKA II/5, 93.

29. Vgl. etwa zeitgleich zur *Marquise von O...*: »Es darf sich nur einer für frei erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedingt. Wagt er es, sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei.« Johann Wolfgang von Goethe: »Die Wahlverwandschaften«, in: Erich Trunz (Hg.), *Johann Wolfgang von Goethe. Werke*, Hamburger Ausgabe, 1948–1964, München 1981, Bd. VI, 397.

30. Und zudem kann weiter artikuliert werden, wie Jochen Schmidt es vorschlägt, daß alle moralischen Wertungen und Urteile in dieser Novelle nicht zutreffen und je ins Gegenteil zu verkehren sind; Jochen Schmidt: »Die Marquise von O...«, in: Walter Hinderer, *Interpretationen. Kleists Erzählungen*, Stuttgart 1998, 67–84.

31. Recht wenige Leser haben es gewagt, an der alleinigen Vaterschaft des Grafen zu zweifeln und die Komplizenschaft des Lesers in der Vatersetzung zu erwägen. Vgl. Roland Reuß: »Kleists Text ist [...] so geführt, daß von dem ominösen Gedanken-

hier zunächst einmal interessanter zu sein, die ähnliche Struktur der Institutionalisierung und Steuerung von Verdachtselementen gerade mittels der Veröffentlichung zu beobachten, die in beiden Varianten der Erklärung erscheint, ebenso wie in weiteren, wie etwa dem heimlichen Einverständnis der Marquise zur Vergewaltigung,<sup>32</sup> dem tatsächlichen Fehltritt mit einem Dritten (Leopardo), Vierten (dem Forstmeister) oder unbekannten Fünften. Die Geschichte der Abwesenheit des Vaters schlägt um in ein Übermaß an Vätern, verwickelt solcherart auch den Leser in das Geschehen und versucht, auch ihm eine Vatersetzung und damit gewissermaßen Mitschuld abzurufen.

Der Vater ist so wie die Institution einerseits das Unsicherste, andererseits aber der archimedische Punkt der Beobachtbarkeit der Welt und das Gesetz selbst, das die erklärbare Wirklichkeit erst begründet. Parallel heißt es explizit von den Institutionen, »Einrichtungen«, daß sie einerseits das Stabilste und Stabilisierende sind und andererseits das Gebrechlichste. So heißt es zu Beginn, als vermeintlich niemand den Vater kennt, die Marquise »gab sich ganz unter der großen, heiligen und unerklärlichen Einrichtung der Welt gefangen« (60). Später jedoch, als der Graf sich als Vaterschaftskandidat durchgesetzt hat, handelt die Marquise »um der gebrechlichen Einrichtung der Welt willen« (102).

Neben der biologischen und detektivischen Frage der Vaterschaft erhält die Suche des Vaters auch Relevanz als Darstellung einer

stich an die Vorstellung, es habe tatsächlich eine Vergewaltigung stattgefunden, zunehmend die Einbildungskraft des Lesers *penetriert* – so der Leser das zuläßt. [...] [D]er Schock, den man sich in der Rezeption dieses Textes zuziehen kann [...], ist das genaue Pendant zu der vom Leser selbst rekonstruierten Vergewaltigung auf der Ebene des Plots.« Roland Reuß: »Was ist das Kritische an einer kritischen Ausgabe? Erste Gedanken anlässlich der Edition von Kleists Erzählung *Die Marquise von O...*«, in: *Berliner Kleist Blätter* 2 (1989), 3-20, hier 17. Vgl. zudem die abwägende Arbeit von Irmela Marei Krüger-Fürhoff: »Epistemological Asymetries and Erotic Stagings. Father-Daughter Incest in Heinrich von Kleist's *The Marquise of O...*«, in: *Women in German Yearbook* 12, 1996, 71-86. Krüger-Fürhoff erörtert auch den für die Novelle relevanten medizinischen Diskurs der Zeit und betont, daß Schwangerschaft medizinisch nur für möglich gehalten wurde, wenn es tatsächlich auch Lust von Seiten der Mutter gegeben habe. Die Unschuld der Marquise wird demzufolge durch ihren schwangeren Leib ausgeschlossen. Eine weitere relevante medizinhistorische Frage scheint mir in Hinsicht auf *Die Marquise von O...* unbeantwortet zu sein: kannte Kleist die Diskussionen um die Möglichkeit einer »unbefleckten Empfängnis« durch die Übertragung von Spermien nur durch Fingerkontakt?

32. Vgl. Dorrit Cohn: »Kleist's *Marquise von O...* The Problem of Knowledge«, in: *Monatshefte* 67 (1975), 129-144.



Leseszene.<sup>33</sup> Inszeniert wird die Insemination durch Interpretation. Am deutlichsten zeichnet sich die Leseszene gerade in den Lesern ab, die das Unbehagen an sich spüren, eine Vergewaltigung im Text zu postulieren oder gar einen Inzest. Gibt es hier eine Vergewaltigung oder ist er, der Leser, derjenige, der hier einen Text vergewaltigt und ihn gewalttätig inseminiert mit einer (ihrerseits gewalttätigen) Bedeutung? Die verhandelte Frage der Vaterfindung lautet in der Leseszene also, ob textuelle Bedeutung durch einen Akt der gewalttätigen Setzung entsteht. Anders gesagt: können Leser in einem Text Bedeutung nur finden, indem sie sich dem Verdacht der gewalttätigen Vaterermächtigung und also der eigenen Vaterschaft aussetzen?<sup>34</sup> Oder aber wird hier der Leser von seiner eigenen Phantasiegeburt verführt, einen Inzest hinzuzudichten, wo schlichtes Familienglück herrscht?<sup>35</sup> In beiden Fällen erfindet der Leser, was er selbst tut: er »vergewaltigt« den Text, indem er einen Vergewaltiger hinzudichtet und er wähnt, verführt von seinem eigenen Gedankenkind, einen Inzest.<sup>36</sup> In dieser Verdoppelung von Geschlechtsakt und Leseszene verlieren die Leser die übergeordnete Position des urteilenden Richtenden und verstricken sich in die Schuld, deren Auflösung sie zu befördern antraten.<sup>37</sup>

33. Zu dieser Leseszene vgl. auch Michel Chaouli, »The Lure of Closure. The Epistemology of Reading *The Marquise of O...*«, (bisher unveröffentlichtes Aufsatz-Manuskript).
34. Bianca Theisen formuliert dies in Hinsicht auf Kleists Texte im allgemeinen: »Die Kunst zu schließen überläßt Kleist seinen Lesern. Seine Texte sind auf Schluß- und Urteilsprozesse hin angelegt, die für seine Leser zur Leserfalle werden können. Vollständigen sie die trügerischen Urteile, supplementieren sie die über Leerstellen organisierten Schlußprozesse, werden ihre Urteile und Schlüsse an sich selbst gespiegelt und immer wieder nur auf sich selbst zurückgeführt. Indem sie die in den Texten angelegten Schluß- und Urteilsprozesse zu Ende führen und über den Leerstellen schließen, entdecken Kleists Leser die eigenen Schließungsoperationen. Kleists Leser lesen, wie sie lesen.« Theisen, *Bogenschluß*, 11.
35. Vgl. Anthony Stephens/Yixu Lü: »Die Verführung des Lesers im Erzählwerk Kleists«, in: *Kleist-Jahrbuch* 1994, 104–118, dort allerdings ohne Erwägung der Fragen von Schuldkomplexen, die sich aus den keineswegs unschuldigen Verführungen ergeben.
36. Daß solche strukturellen Reduplikationen im Werk Kleists keine Ausnahme sind, zeigt die wichtige Lektüre von Karl-Heinz Maurer: »Gerechtigkeit zwischen Differenz und Identität in Heinrich von Kleists *Michael Kohlhaas*«, in: *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte (DVjS)* 75 (2001), 123–144.
37. Neben *Der zerbrochne Krug* sei hier an die Anekdote *Tagesbegebenheit* erinnert. Christian Moser zeigt in seiner Lektüre die Ausweitung des Geschehens auf den urteilenden Leser. Der Arbeitsmann Brietz wird, nachdem er sich einer Unhöflichkeit gegen einen Höhergestellten schuldig machte, vom Blitz erschlagen. Die Aufeinanderfolge beider Begebenheiten legt eine kausale Verknüpfung nahe: der Arbeitsmann erhält die Strafe für seine Unhöflichkeit. Diese kausale Verknüpfung beider Begebenheiten

Wer sich für geschlechtsspezifische Codierungen interessiert, kann Institutionen nun leicht als »väterlich« einstufen. Als Gesetz nämlich schreiben sie ihre Umwelt auf sich zu. Doch zu den väterlichen Institutionen, den Institutionen der Vaterschaft und Bedeutung, gibt es einen »weiblichen« Subtext. Die Institutionalisierung nämlich, die Einsetzung des Vaters, mag das Produkt der weiblichen List und inzestuösen Verführung sein.

Die Kalkulation der Marquise – wenn es denn eine ist und nicht nur ein durch die Novelle gesteuerter Verdacht – hat eine Nullstelle: den russischen Grafen. Der Graf hält sich, anscheinend nicht zu unrecht, ebenfalls für den Vater. So sehr dies der Marquise willkommen sein könnte, um den Verdacht von sich abzulenken, so sehr muß es ihr auch als Störung erscheinen, da eine Ehe die geliebte Zweisamkeit mit dem Vater stören muß. Vor allem darf sie auch als wirklich irritiert durch die Ansprüche des Grafen gelten. Denn bevor die Marquise erkennt, daß der Graf tatsächlich ein Vaterschaftskandidat ist, muß sie verständnislos sein, da sie die Annonce – vermutlich – aufgab in der Annahme, daß es keinen echten Vaterschaftskandidaten gäbe. Jeder mögliche Kandidat wie Leopardo muß ihr von daher wie ein Nutznießer der Anzeige erscheinen, ein Betrüger. Zugleich kann die Marquise darauf rechnen, daß jeder Bewerber von niederem Stand und ohne Vermögen von ihrer Familie als inakzeptabel abgelehnt wird, so daß sie von ihrem eigenen Wort geschützt wird, sich dem angeblichen Vater zu vermählen.<sup>38</sup> Leopardo ist also ungefährlich, und die Marquise kann gefaßt reagieren, als die Mutter ihn, gemäß ihrer leicht durchschaubaren Testanordnung,<sup>39</sup> präsentiert. Die Rechnung der Marquise geht

werde, so Moser, zwar im Text provoziert, sei jedoch zugleich in dem Maß der Strafe derart unangemessen, daß der Leser dazu gezwungen werde, die Unangemessenheit der durch ihn vorgenommenen Verknüpfung zu reflektieren; Christian Moser: *Verfehrte Gefühle. Wissen – Begehren – Darstellen bei Kleist und Rousseau*, Würzburg 1993, 150-159. Um Mosers Argument zu steigern, kann man anfügen, daß der Leser, der die Kausalverknüpfung vollzieht und den Tod des Arbeiters als Strafe bezeichnet, sich einer ebensolchen unangemessenen Unhöflichkeit schuldig macht, wie der Arbeitsmann Brietz. Damit müßte, der Logik der Anekdote nach, auch der Leser sein ungerechtfertigtes Verhalten büßen und vom Blitz erschlagen werden. Und was geschieht mit dem Kritiker, der soeben diese für den ersten urteilenden Leser tödliche Verknüpfung gezogen hat?

38. »Sollten die Verhältnisse derselben [der Person, das ist, der Vater des ungeborenen Kindes] jedoch so beschaffen seyn, daß sie selbst dann, wenn man ihnen durch Begünstigungen zu Hülfe käme, zu weit hinter den Verhältnissen der Marquise zurückblieben, so wärssetzten sich die Eltern der Heirath; sie beschloßen, die Marquise nach wie vor bei sich zu behalten, und das Kind zu adoptieren« (92).
39. Zu den Testanordnungen vgl. Gerhard Neumann: »Skandalon. Geschlechterrolle und

aber nicht auf, da ein Adliger erscheint: der Graf. Ihn kann die Familie nicht zurückweisen. Entsprechend echauffiert ist die Marquise, als eben dieser am gesetzten Tag erscheint, so daß selbst die Mutter erstaunt über das Verhalten der Tochter ist, da die Mutter doch wähnt, jeder müsse der Marquise an diesem Tag möglich scheinen: »ich bitte dich, Julietta! [...] wen erwarten wir denn – ? Die Marquise rief [...] nun? doch nicht ihn?« (95). Wenig später ruft die Marquise, »indessen Blässe des Todes ihr Antlitz überflog« (95): »gehn Sie! gehn Sie! gehn Sie! [...], indem sie aufstand; auf einen Lasterhaften war ich gefaßt, aber auf keinen – – – Teufel!« (96). Sie rechnet auf einen Lügner, der sich in die reiche Familie einschleichen will, nicht auf einen unabweisbaren und wirklichen Vaterschaftskandidaten. Es ist also kein Wunder, daß der Graf der Marquise wie ein Teufel erscheinen muß, ein Teufel, der ihren feinen Plan der Verdachtsabwendung und der Bewahrung ihrer familiären Umstände durchkreuzt.

Die Vatersuche findet ein institutionelles Ende. Die Ehe zwischen dem Grafen und der Marquise wird geschlossen. In der heiligen Institution der Ehe zeigt sich denn auch das eigentliche Wesen der interpretativen Institution. Die Ehe nämlich deckt nicht auf, was tatsächlich passiert ist, sondern sie beendet das Raten und Suchen. In der Ehe am Ende wird die Frage suspendiert, wer der Vater war. Statt eines direkten Redeverbots, wie die religiösen Institutionen es nicht nur in *Die heilige Cécilie* benötigen, beendet die Ehe alle Spekulationen um die Schwangerschaft mit einer Erlaubnis: was auch immer geschah, die Ehe sanktioniert es rückwirkend, so daß jedes weitere zweifelnde Wort als Anfechtung nicht allein der Ehrenhaftigkeit des Grafen (oder der Marquise), sondern auch der heiligen Institution selbst zu gelten hätte. Die Ehe offeriert eine Interpretation des Vergangenen nur insofern, als sie jede Interpretation des Vergangenen für unnötig erklärt. In *Die heilige Cécilie* ist es Schwester Antonia, die das Leitwort der interpretativen Institution ausspricht, wenn sie auf jede Frage nur »gleichviel, gleichviel« erwidert. In *Die Marquise von O...* spricht die Marquise das Wort der Institution aus: »Ich will nichts wissen« (68).<sup>40</sup> Die interpretative Institu-

soziale Identität in Kleists *Marquise von O...* und Cervantes' Novelle *La fuerza de la sangre*, in: ders. (Hg.), *Heinrich von Kleist. Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall*, Freiburg 1994, 149–192.

40. Mit ihrer Lektüre eben dieses Ausrufs der Marquise »Ich will nichts wissen« hat Dorrit Cohn eine wichtige Wende der Rezeption der Novelle eingeleitet. Cohn argumentiert, daß die Weigerung der Marquise »may be the cause as well as the effect of her loss of consciousness«. Cohn, »Kleist's *Marquise von O...*«, 133. Solange man an der Struktur des Begehrens als der Grundstruktur der Novelle festhält, ist an dieser Lektüre nichts zu ergänzen, außer vielleicht der Frage, was die produktiven Effekte des

tion steht anstelle eines Wissens, schreibt dieses Nicht-Wissen fest als stabilen, sich perpetuierenden Zustand, so daß die Institution in der Tat zur Interpretation avancieren kann. Der Wille zur Beendigung der Suche von Erklärungen kristallisiert sich als Institution.

Ähnlich wie der allgemein akzeptierte Wahnsinn in *Die heilige Cäcilie* ist die Ehe zwischen Graf und Marquise am Ende von *Die Marquise von O...* das kleinste gemeinsame Übel, mit dem sich alle arrangieren können. Die Kerninstitution der »heiligen Familie« wird wieder hergestellt,<sup>41</sup> Schuld und Verdacht sind erfolgreich von der Familie des Obristen abgewälzt. Der russische Graf kann mit dieser Lösung mehr als zufrieden sein, da er die Vergewaltigung nie aussprechen muß (falls es eine war) und somit anders als die Landsknechte der Erschießung als Vergewaltigter entgeht.<sup>42</sup> Der Graf, der zugleich dümmste wie schlaueste Spieler, hat sich bereit gezeigt, sein Verhalten ebenso wie das mögliche Verbrechen mit klingender Münze abzuleisten. Und so darf auch er denn doch nach einer Entwöhnungszeit zwischen dem Vater und der Marquise die Ehe vollziehen. Und in der Spirale möglicher Täuschungen und Erregungen des Gegenteilssinnes ist es nicht einmal ausgeschlossen, daß er der schlaueste Spieler der Novelle ist, der vielleicht noch die Marquise überlistet hat (auch dafür gibt es mehrere Varianten, inklusive derjenigen, daß er nur Zeuge der Vergewaltigung war).<sup>43</sup> Selbst die naive Mutter der Marquise gewinnt: sie hat sich die zweite Vermählung der Tochter längst gewünscht. Selbst ihre öffentlich zur Schau gestellte Naivität wird zur möglichen Strategie der Verbergung und Institutierung geheimer Absichten.

Was Kleist in dieser Novelle vorführt, ist also nicht nur die Manipulation der Institutionalisierung einer Interpretation, nicht nur das

Nicht-Wissens sind und worin also die (nicht psychologische) Notwendigkeit besteht, nicht zu wissen.

41. Zur Institutionalisierung der Familie in Kleists Novelle vgl. Albrecht Koschorke: *Die Heilige Familie und ihre Folgen*, Frankfurt am Main 2000, 195-202; zur Institutionalisierung der Geschlechtsrollen vgl. auch Barbara Vinken/Anselm Haverkamp: »Die zu-rechtgelegte Frau. Gottesbegehren und transzendente Familie in Kleists *Marquise von O...*«, in: Gerhard Neumann (Hg.), *Heinrich von Kleist. Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall*, Freiburg 1994, 127-148.
42. Siehe Schmidt: »Die Marquise von O...«, 73, vgl. Anthony Stephens: *Heinrich von Kleist. The Dramas and Stories*, Oxford, Providence 1994, 219.
43. Die meisten Deutungen der Figur des Grafen betonen dagegen seine Animalität als Vergewaltigter oder seine gesellschaftliche Blasiertheit als Adliger (»the Count does not really understand just how serious a crime he has committed«), Seán Allan: »... Auf einen Lasterhaften war ich gefaßt, aber auf keinen – – – Teufel«. Heinrich von Kleist's *Die Marquise von O...*«, in: *German Life and Letters* (July 1997), 307-322, hier 309.

Verbergen mittels der Veröffentlichung und nicht nur die Verleitung der Leser zur gewalttätigen Bedeutungssetzung, sondern vielmehr wie sich eine interpretative Institution durchsetzt, die von keinem einzelnen so gewollt wurde und die dennoch den Interessen aller entspricht, indem sie garantiert, diese Interessen der öffentlichen Einsicht zu entziehen. Anders gesagt: Institutionen und auch interpretative Institutionen sind komplexe soziale Konstellationen, die manipulierbar aber nicht beherrschbar sind. Keiner erhält in der Novelle umweglos, was er wünscht, und dennoch konsolidieren sich (wie wir annehmen) die Wünsche aller in der abschließenden Ehe. – Mit Kleist wird das Denken des *self-interest* in der deutschen Literatur zugleich komplex und hoffähig.

Dies hat auch für die Literatur Konsequenzen, wie bereits in der Leseszene der Vergewaltigung angedeutet wurde. Literatur findet statt, wo die Entscheidung zwischen der Skylla und Charibdis des Lesens suspendiert wird, wo es also weder zur Vergewaltigung des Textes durch den bedeutungssuchenden Leser, noch zur inzestuösen Verführung des Lesers durch den Text kommt. In dem einen Fall dominiert der Leser leichtfertig über den Text, im anderen Fall ist es der Text, der den Leser zum willenlosen und entmännlichten Liebkosen des Imaginären verführt. Indem die Novelle in der institutionalisierten Lösung am Ende die Frage suspendiert, ob Vergewaltigung oder Inzest vorliegt, besteht sie fort als Literatur.<sup>44</sup> In Hinblick auf die Leseszene darf hier getrost gefolgert werden, daß beides – brutale Bedeutungssetzung und inzestuöse Verführung – stattgefunden haben und immer wieder neu stattfinden muß, so lange sich die Literatur als Literatur zu perpetuieren und – es kann die Leser nun nicht überraschen – zu institutionalisieren vermag.

## VI. Freiheit und Institution

Kleist affirmiert einerseits die Wirkungsmacht des Institutionellen, um andererseits nicht außerhalb, sondern innerhalb des Institutionellen ein Moment von Freiheit zu finden. Und stets blitzt eben dort ein Moment von Freiheit auf, wo die Institutionen einen abschließenden Zugriff auf die Welt zu tun scheinen.

Gewiß, was hier Freiheit heißt, variiert von Fall zu Fall erheblich. In *Der Brantweinsäufer* und *die Berliner Glocken* erscheint Freiheit nicht als Zustand eines Menschen, sondern als Zerfallsstruktur der Institution und damit der Destrukturierung *per se*. In *Anekdote aus dem*

44. Eine zweite Wurzel in Kleists Texten dürfte das Witzige, Anekdotische sein, welches auch in dieser Novelle erscheint, wie Bernhard Greiner aufweist, wenn er Sprachwitze, wie etwa die Verwandlung der Annunciata, zur bloßen Annonce aufdeckt, vgl. Greiner, *Kleists Dramen und Erzählungen*, 286–326.

letzten preußischen Kriege ist es die Angstfreiheit des preußischen Reiters, die zur Suggestion und Institutionalisierung verleitet und die dem Reiter darin die tatsächliche Freiheit ermöglicht. In *Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik* und in *Die Marquise von O...* sind es die institutionalisierten Interpretationen, hinter denen Verantwortungs- und Straffreiheit möglich werden. Hinter öffentlich angebotenen Institutionen ist alles möglich, inklusive des Inzests. Freiheit ist hier also das, was mit jeder Interpretation mitgesetzt ist als Möglichkeit der unbeweisbaren Andersheit: es bleibt vielleicht alles anders. Mit der Institution entsteht ein institutionsfreier Raum: sei es, daß sich die Institution gegen sich selbst wendet und in ihrem Zerfall einen rechts- und ordnungsfreien Raum aufwirft, sei es, daß freies Verhalten gerade deshalb in der Institution möglich wird, da die Institution jedes Nachforschen für beendet erklärt. Gemeinsam ist den Versionen von Kleists Institutionsdramen damit, daß der Gedanke der Institution alles verspricht, außer dem, was geläufig mit Institutionen verbunden wird: Stabilität und Verbindlichkeit. Die Koexistenz von Institution einerseits und menschlicher Freiheit andererseits ist denn auch das eigentliche Signum von Kleists Schreiben.

Es darf spekuliert werden, daß diese Porosität der Institution für Freiheitskonzeptionen nicht nur Kleists Interesse an Institutionen motiviert hat. Die Selbstbeschreibungen der sogenannten Moderne überführen regelmäßig eine externe Opposition von ›Institution‹ und ›Freiheit‹ (und analogen Oppositionen wie etwa System und Individualität, Struktur und Subversion, Bewußtsein und Unbewußtes, Zwang und Kreativität, Ordnung und Genie etc.) in eine interne Opposition dergestalt, daß Freiheit sich als strukturelles Moment des Institutionellen von diesem unterscheidet. Anders gesagt: der Institutionsgedanke legt einen nicht fest, er hat eine geheime Hintertür, durch die zahlreiche Hoffnungen auf eine wie auch immer geartete Andersheit unterhalten werden können.

Es ist hier nicht der Ort, eine Hypothese zur Karriere des Institutionsgedanken zu entfalten, doch es sei erlaubt, eine bloße Vermutung zu äußern. Auch für die Gesellschaftstheorien, der wir eingangs gedachten, ist der Institutionsgedanke nicht deshalb attraktiv, weil er eine akkurate Interpretation menschlichen Handelns liefert, vielmehr liefert er eine Ersatzerklärung und einen Ersatz für Erklärung. In Kürze: der Institutionsgedanke institutionalisiert sich, weil er die Aufmerksamkeit ablenkt von einem Ist-Zustand und auf das mittels der Institution denkbar gewordene verweist: die Veränderung, die Geschichte, die Freiheit. Foucaults Begriff des Dispositivs, Habermas' sozial eingeübte Praktiken, de Mans Verständnis von Ideologie als perpetuierter Setzung, La-

coue-Labarthes Analyse der »Fiktion«<sup>45</sup> und die Geschlechterrollen der Gender Studies haben gemeinsam, daß sie, ganz gleich ob sie unter positivem oder negativem Zeichen stehen, den Blick zugleich von der Institution ableiten und auf ihre Alternativen lenken (Luhmanns Gesellschaftstheorie mag in diesem Aspekt der Vorzug der Immanenz zukommen). Anders gesagt: Moderne Gesellschaftstheorie ist Sache der Paradigmenwechsel, nicht der Paradigmen selbst. Sonderbarerweise ist gerade der jeweilige Ist-Zustand am Schwierigsten zu beschreiben. Und diese partielle Blindheit und sonderbare Verfehlung des Gegenstandes durch die Gesellschaftstheorien wird ermöglicht durch die Semantik und Konzeption der Institution, der ihre Freiheit eingeschrieben scheint. Was bei Kleist zur Entdeckung wird, die Freiheit in der Institution, ist leicht zu funktionalisieren in der Produktion unverbindlicher Gesellschaftstheorien.

## Literatur

- Allan, Seán:** »... Auf einen Lasterhaften war ich gefaßt, aber auf keinen – – Teufel«. Heinrich von Kleist's *Die Marquise von O...*«, in: *German Life and Letters* (July 1997), 307-322.
- Breithaupt, Fritz:** »Kleists Anekdoten und die Möglichkeit von Geschichte«, in: Wolfgang Wirth/Jörn Wegner (Hg.), *Literarische Trans-Rationalität. Für Gunter Martens*, Würzburg 2003, 335-351.
- Breithaupt, Fritz:** »Anonymous Forces of History. The Case of Infanticide in the Sturm-und-Drang«, in: *New German Critique* 79 (Winter 2000), 157-176.
- Bennett, Benjamin:** »The Generic Constant in Lessing's Development of a Comedy of Institutions and Alienation«, in: *The German Quarterly* 56 (1983), 231-242.
- Castoriadis, Cornelius:** *L'institution imaginaire de la société*, Paris 1975.
- Chauoli, Michel:** »The Lure of Closure. The Epistemology of Reading *The Marquise of O...*« (bisher unveröffentlichtes Aufsatz-Manuskript).
- Cohn, Dorrit:** »Kleist's *Marquise von O...* The Problem of Knowledge«, in: *Monatshefte* 67 (1975), 129-144.
- Derrida, Jacques:** *Marges de la Philosophie*, Paris 1972.
- Esch, Deborah:** »Toward a Midwifery of Thought. Reading Kleist's *Die Marquise von O...*«, in: Mary Ann Caws (Hg.), *Textual Analysis. Some Readers Reading*, New York 1986, 144-155.

45. Philippe Lacoue-Labarthe: *Die Fiktion des Politischen. Heidegger, die Kunst und die Politik*, aus dem Französischen von Thomas Schestag, Stuttgart 1990.

- Gönner, Gerhard:** *Von »zerspaltenen Herzen« und der »gebrechlichen Einrichtung der Welt« – Versuch einer Phänomenologie der Gewalt bei Kleist*, Stuttgart 1989.
- Goethe, Johann Wolfgang von:** »Die Wahlverwandtschaften«, in: Erich Trunz (Hg.), *Johann Wolfgang von Goethe. Werke*. Hamburger Ausgabe, 1948-1964, München 1981, Bd. VI.
- Grathoff, Dirk:** »Die Zeichen der Marquise. Das Schweigen, die Sprache und die Schriften«, in: ders., *Kleist. Geschichte, Politik, Sprache. Aufsätze zu Leben und Werk Heinrich von Kleists*, Opladen 1999, (zuerst 1988) 75-95.
- Greiner, Bernhard:** *Kleists Dramen und Erzählungen*, Tübingen, Basel 2000.
- Hamacher, Werner:** »Über einige Unterschiede zwischen der Geschichte literarischer und der Geschichte phänomenaler Ereignisse«, in: Wilhelm Voßkamp/Eberhard Lämmert (Hg.), *Historische und aktuelle Konzepte der Literaturgeschichtsschreibung. Zwei Königskinder? Zum Verhältnis von Literatur und Literaturwissenschaft*, Tübingen 1986, 5-15.
- Hansen, Uffe:** »Der Aufklärer in extremis. Heinrich von Kleists *Die Marquise von O...* und die Psychologie des Unbewußten im Jahre 1807«, in: Klaus Bohnen/Per Ørngaard (Hg.), *Aufklärung als Problem und Aufgabe. Festschrift für Sven-Aage Jørgensen*, München, Kopenhagen 1994, 216-234.
- Kittler, Friedrich A.:** *Dichter, Mutter, Kind*, München 1991.
- Kleist, Heinrich von:** *Sämtliche Werke*, in: Roland Reuß/Peter Staengle/(ab 1992) Ingeborg Harms, Brandenburger (1988-91 Berliner) Kleist-Ausgabe (BKA), Basel, Frankfurt am Main 1988ff.
- Kommerell, Max:** *Geist und Buchstabe in der Dichtung. Goethe, Schiller, Kleist, Hölderlin*, Frankfurt am Main 1944, 3. vermehrte Aufl.
- Koschorke, Albrecht:** *Die Heilige Familie und ihre Folgen*, Frankfurt am Main 2000.
- Koselleck, Reinhart:** *Vergangene Zukunft*, Frankfurt am Main 1979.
- Krüger-Fürhoff, Irmela Marei:** »Epistemological Asymetries and Erotic Stagings. Father-Daughter Incest in Heinrich von Kleist's *The Marquise of O...*«, in: *Women in German Yearbook* 12, 1996, 71-86.
- Lacoue-Labarthe, Philippe:** *Die Fiktion des Politischen. Heidegger, die Kunst und die Politik*, aus dem Französischen von Thomas Schestag, Stuttgart 1990.
- Liebrand, Claudia:** »Pater semper incertus est. Kleists *Marquise von O* mit Boccaccio gelesen«, in: *Kleist-Jahrbuch* 2000, 46-60.
- Lubkoll, Christine:** »Die heilige Musik oder Die Gewalt der Zeichen. Zur musikalischen Poetik in Heinrich von Kleists Cäcilien-Novelle«, in: Gerhard Neumann (Hg.), *Heinrich von Kleist. Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall*, Freiburg 1994, 337-364.
- Luhmann, Niklas:** *Die Religion der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 2000.



- Maurer, Karl-Heinz:** »Gerechtigkeit zwischen Differenz und Identität in Heinrich von Kleists *Michael Kohlhaas*«, in: *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte (DVjs)* 75 (2001), 123-144.
- Moser, Christian:** *Verfehlte Gefühle. Wissen – Begehren – Darstellen bei Kleist und Rousseau*, Würzburg 1993.
- Murphy, Harriet:** »Theatres of Emptiness. The Case of Kleist's *Marquise von O...*«, in: *Oxford German Studies* 24 (1995), 80-111.
- Neumann, Gerhard:** »Skandalon. Geschlechterrolle und soziale Identität in Kleists *Marquise von O...* und Cervantes' Novelle *La fuerza de la sangre*«, in: ders. (Hg.), *Heinrich von Kleist. Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall*, Freiburg 1994, 149-192.
- Neumann, Gerhard:** »Eselsgeschrei und Sphärenklang: Zeichensystem der Musik und Legitimation der Legende in Kleists Novelle *Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik*«, in: ders. (Hg.), *Heinrich von Kleist. Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall*, Freiburg 1994, 365-389.
- Peters, Sibylle:** »Wie Geschichte geschehen lassen? Theatralität und Anekdozität in den *Berliner Abendblättern*«, in: *Kleist-Jahrbuch* 1999, 67-86.
- Reuß, Roland:** »Was ist das Kritische an einer kritischen Ausgabe? Erste Gedanken anlässlich der Edition von Kleists Erzählung *Die Marquise von O...*«, in: *Berliner Kleist Blätter* 2 (1989), 3-20.
- Schmidt, Jochen:** »Die *Marquise von O...*«, in: Walter Hinderer (Hg.), *Interpretationen. Kleists Erzählungen*, Stuttgart 1998, 67-84.
- Selbmann, Rolf:** »Die andere Wirklichkeit des Erzählens. Zu Heinrich von Kleists *Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege*«, in: *Kleist-Jahrbuch* 1996, 202-206.
- Stephens, Anthony:** *Heinrich von Kleist. The Dramas and Stories*, Oxford, Providence 1994.
- Stephens, Anthony/Lü, Yixu:** »Die Verführung des Lesers im Erzählwerk Kleists«, in: *Kleist-Jahrbuch* 1994, 104-118.
- Theisen, Bianca:** *Bogenschuß. Kleists Formalisierungen des Lesens*, Freiburg 1996.
- Vinken, Barbara/Haverkamp, Anselm:** »Die zurechtgelegte Frau. Gottesbegehren und transzendente Familie in Kleists *Marquise von O...*«, in: Gerhard Neumann (Hg.), *Heinrich von Kleist. Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall*, Freiburg 1994, 127-148.
- Weber, Samuel:** *Institution and Interpretation*, Minneapolis 1987.